

Bernd Fischer

Die unsterbliche Eintagsfliege Teil 2

**Neues aus dem Schwabulierland
Das menschliche Traualphabet**

Für

Dich und mich,

damit für alle,
die gerne
schnabulieren,
schwafeln,
fabulieren,
schwabulieren,
sich informieren
und träumen.

**Die Unterlagen dürfen in jeder Weise in unveränderter Form unter
Angabe der Autoren in nichtkommerzieller Form verwendet werden!**

Autor:

Prof. Dr. med. Bernd Fischer

Hirnforscher und Begründer der wissenschaftlichen Methode des Integrativen/Interaktiven Hirnleistungstrainings IHT® und des Brainjogging® sowie Mitbegründer des Gehirnjogging. Autor/Koautor von mehr als 60 Büchern und ca. 400 Veröffentlichungen. Chefarzt a. D. der ersten deutschen Memoryklinik. Träger des Hirt - Preises. Mitglied des wissenschaftlichen Beirats der WissIOMed® Akademie. Präsident des Verbandes der Gehirntainer Deutschlands VGD® und der Memory - Liga.

Adresse: 77736 Zell. a. H., Birkenweg 19, Tel.: 07835-548070 Fax: 07835-548072

e-mail: memory-liga@t-online.de

Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved. Tous droits réservés.
© B. Fischer

2009 WissIOMed GmbH, Eichenbachstr. 15, D-77716 Haslach
Lektorat: Dr. Uta Fischer, Fachärztin für Neurologie u. Psychiatrie
Satz und Gestaltung: Christine Kracke
Gestaltung des Bucheinbandes: H.P. Brosamer, Bohnackerstr. 7, D-77716 Haslach
© B. Fischer

ISBN 3-9804146-7-1

Inhaltsverzeichnis

Vorwort und Einleitung	7
Fixis Traumtips	8
A	11
Alter und Altern	
- Die nachdenkliche Spiegelfalte	11 - 13
- Der pralle Bienenköniginnenbauch oder die verschwundene Müdigkeit	14 - 19
- Die hektisch-alte Reisegruppe	20
- Winterschlaf	21 - 23
B	24
Bewusstsein	
- Die Fragekringelblume	24 - 25
D	26
Dauerbrenner: Angst	
- Der Krampf im Fuß	26 - 27
- Entwurzelte Augen	28
- Die zitternden Pfeifer oder zwei angstfreie Egoisten	29
- Reiter im Nebel	30
- Die neugierige Angst	31
E	32
Edmund denkt	
- Der Fußtrittdenker	32 - 33
- Der schemenhafte Tiefdenker oder die sekundäre Dummheit	34 - 35
F	36
Flut: Informationsflut	
- Das Aller-aller-aller-neueste vom Tage	36 - 38
- Vorsicht, Dambruch!	39
- Die Buchstabensturzflut	40 - 41
- Der entflozene Denkberg	42 - 43
- Rette sich, wer kann!	44
- Das Augwellenschiff	45 - 46
- Die belebende Fragefalle	47 - 48
G	49
Grimmgähnende Einsamkeit	
- Die breitbeinige Langeweile	49

H		50
Hunger		
- Der weit entfernte Hunger		50
- Der Schoßhund der Dame		51 - 52
I		53
Ich		
- Die tanzende Spiegelpupille		53 - 54
K		55
Koinzidenz = Vereinigung von Gegensätzen		
- Der schreiende Acker		55
- Die ruhighektische Autokapsel		56 - 57
- Der unendlich verfeinerte Geschmack		58 - 59
L		60
Laufend Konflikte		
Laufend Frustrationen		
- Der vergessene Schreibblock		60 - 61
- Die gefallene Vase		62
- Die müden Augenlider		63
- Die lockende Bergklipp'		64
- Der einbeinige Seiltänzer		65
- Der Felsreiter		66
- Der träumende Skikünstler		67
M		68
Manche Krankheiten		
- Der müdwache Schläfer	- Willenlosigkeit	68
	Abulie	
- Schreib mal wieder	- Willenlosigkeit	69
	Abulie	
- Das halbvolle Fernsehflugzeug	- Verlorenes Gefühl	70
	Alexithymie	
- Lahme Gedanken	- Depression	71
- Hirnblutung: Na und?	- Hirnblutung	72 - 74
	Egoismus	
- Der römische Innenhof	- Parkinson'sche	75 - 77
	Erkrankung	
- Schlaganfall: Sonst nichts?! oder das blitzende Wort	- Schlaganfall	78 - 79
	Sprachstörung	
- Der Affe im Zoo	- Sprachstörung	80 - 81
	Verständnis	
	Empathie	
- Namen auf der Flucht	- Gutartige Alters-	82 - 84
	vergesslichkeit	
- Das Filmbuch	- Viele kleine Schlag-	85 -
87	anfälle	

Multiinfarktsyndrom

- Dämmerstunde	- Alzheimer'sche Erkrankung	88 - 91
- Die Lachwolke	- Neurose	92 - 93
- Lehmverschmiert im ersten Stock	- Allmachtsdenken	94 - 95
- Der glänzende Trinker	- Omnipotenz	
- Der Gichtspritzer	- Alkoholsucht	98 - 97
- Der hungernde Dicke	- Tödliche Sucht	98
- Der Gewinner am Abend	- Esssucht	99
	- Punktuelle Fernsehsucht	100
- Das Endlosgewinde	- dto.	101
- Die zweite Heimat	- dto.	102 - 103
- Der willenstarke Fernsehseher	- dto.	104 - 105
- Der Fernseh Lazarus	- dto.	106
- 107		
- Die fleischfressende Mattscheibe	- dto.	108
- Alles ist so fremd und so nah	- Psychomotorische Epilepsie	109
	- Absencen	
- Der wache Schläfer	- Schlaf lähmung	110 - 111
- Der Mensch vom anderen Stern	- Schizophrenie	112 - 113
- Das gespaltene Gehirn	- dto.	114 - 116
- Spurlose Lichtreiter	- Gedankenjagen vor dem Wahn	117
- Gedanken in der Wahrnöhre	- Wahn	118
- Der letzte Mohikaner	- Verantwortungslosigkeit	119 - 120
N		121
Neugeborene Kreativität		
- Der Drehwurm oder das Referat		121 - 122
- Das bewegte Bilderbuch		123 - 124
- Der Weinschlürfer		125 - 126
- Der Pälzer Kalotte		127 - 128
O		129
Opfer		
- Der Preis		129
P		130
Praktisches Bewusstsein:		
Reflektiert es?		
Reflektiert es nicht?		
- Der Selbstmord des allwissenden Dichters		130 - 133
- Die deutsche Sphinx		134
- Der blinde Forscher		135
- 136		
- Die weihnachtlichen Kriegsgeschenke		137
- Der Gänseblümchenkompass		138 - 140
- Der Golddialog		141 - 143

R	144
Reue	
- Die reuigen Sünder vom Dienst	144 - 145
S	146
Studentenphilosophie	
- Philosophieunterricht beim Zahnarzt	146 - 147
T	148
Tod, Trauer und Hölle	
- Die sprechende Tote	148 - 150
- Das Ende im Maschinenpark	151 - 152
- Gedanken beim Sterben?	153
- Die schnellende Totzeit	154
- Die spurlose Hölle	155 - 156
V	157
Verwegenes Leben	
- Der schwingende Wanderweg	157 - 158
- Der schmelzende Schneemann	159
- Die schnurgerade Straße	160 - 161
- Das giftige Lächeln	162 - 164
- Nichts als Fragen!?	165 - 166
- Der Bienenvogel	167
- Der altägyptische Superzement	168 - 169
- Der absolut sichere Weg	170
W	171
Wiederkehrende Zeit	
- Erst jetzt?	171 - 172
- Der letzte Schultag	173 - 174
- Die Wanderblase am Fuß	175
- Der schlüpfrige Augenblick	176
- Der Zeitreiter	177
- 183	
- Der ausgetretene Zeitpfad	184 - 185
- Alles sollte so bleiben, wie es ist	186 - 187
Z	188
Zum Schluss: Liebe und Toleranz	
- Weihnachten in der Spielkirche	188
- Meine liebe Kim	189
- Die Oleanderrose	190 - 191
- Der ohrenknabbernde Tiger	192 - 193
- Der Besuch der alten Tante	194 - 195



- **Fixis Erwachen**

196

Vorwort und Einleitung

Im ersten Teil der Schwabuliergeschichten wurden Fixi, Foxi und der göttliche Minister (G.M.) für adäquate geistige Fliegenentwicklung auf Reisen, auf ziemlich turbulente Reisen, geschickt.

Doch G.M. will hier im weiteren Verlauf etwas anderes. Er möchte, dass sie, die Fliege Fixi, kennenlernt wie Menschen über wichtige Bereiche ihres Daseins denken und wie sie in diesen Bereichen handeln. Er will, dass Fixi nicht hier und jetzt, aber vielleicht dadurch in ferner Zukunft fähig wird, mit Menschen zu diskutieren, kreativ zu streiten und vielleicht mit ihnen gemeinsam dann zu neuen überraschenden Einsichten in den verschiedensten Bereichen des Lebens zu gelangen.

Wie gesagt, in ferner Zukunft.

Heute, hier und jetzt, geht es ums Kennenlernen dieser wichtigen Bereiche.

Normalerweise bedarf es dazu eines ganzen langen Menschenlebens.

Das ist G.M. viel zu lang, und Fixi würde dabei auch nicht mitmachen.

Warum?

Es wäre ihr viel zu langatmig, zu langweilig.

Für ihre Entwicklung und Reife hatte sie ja auch immer nur einen Tag zur Verfügung.

G.M. wusste dieses Argument von Fixi im voraus.

Während seines Griechenlandurlaubs besuchte er die Stätten, an denen der Urvater der griechischen Medizin, Hippokrates, gewirkt hatte. Bei bestimmten Erkrankungen sowie zur allgemeinen geistigen und geistlichen Regeneration hatte er den Tempelschlaf eingeführt. Die Träume, die die Schläfer dort hatten, wurden ihnen als Wegmarken ihres zukünftigen Lebens gedeutet.

Als er dies hörte, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Jetzt wusste er, wie er in einer einzigen Nacht Fixi mit wichtigen menschlichen Lebensbereichen vertraut machen konnte. Er ließ sie einfach die ganze Nacht im Blitzzugtempo träumen.

Aber was sollte er sie träumen lassen?

Foxi!

Richtig!

Foxi war ja ein Mensch mit großer freud- und leidvoller Erfahrung.

Er war genau der Richtige für das Traumgeschäft.

Er musste einfach ihm, G.M., die entsprechenden Tips geben. Diese konnte er, G.M., in entsprechende Traumbefehle umwandeln. Dann würde er Foxi noch zusätzlich für diese Nacht die Fähigkeit verleihen, die Träume von Fixi durch den Kopf hindurch zu sehen, live mitzuerleben. Foxi sollte sie dann sofort mitschreiben. Damit könnte sie Fixi später immer wieder einmal lesen, und das Schreiben würde Foxi am Einschlafen hindern.

Zwei Fliegen mit einer Klappe.

G.M. kam sich richtig großartig vor.

Fixi und Foxi wurden sofort telefonisch um ihr Einverständnis gebeten.

Fixi stimmte sofort zu, Foxi erst nach einigem Zögern. Es war ja ziemlich viel Arbeit, die auf einem Schlag auf ihn zukam. Aber schließlich gab er sein O.K..

Aber die Traumbefehle, die G.M. Fixi gab, sollten in einer alphabetischen Reihenfolge gegeben werden.

Das würde ihm, der Bücher schreiben gewohnt war, das Aufschreiben um einiges erleichtern.

Foxi faxte danach sofort G.M. die Tips für den Traumplan zu.

Foxis Traumtips

Absenzen
Abulie (Willenlosigkeit)
Akzeptanz
Alexithymie
Alkoholsucht
Alles ist im Fluss
Allmachtsdenken Omnipotenzdenken
Alzheimer'sche Erkrankung
Angst
Annäherungs- Annäherungskonflikt
Annäherungs- Vermeidungskonflikt
Authentizität
Beherrschung
Bewusstsein
Das allmähliche Formen der Gedanken beim Schreiben u. Sprechen
Depression
Egoismus
Egozentrisch
Einsamkeit
Epilepsie
Esssucht
Frustrationen
Gedankenjagen
Geistige Entwicklung
Gutartige Altersvergesslichkeit
Hirnblutung
Humanes Sterben
Hunger
Ich
Informationsfilter
Informationsumweltverschmutzung
Informationsverschleierung
Intentionalität
Kognitive Dissonanzreduzierung
Koinzidenz
Konflikte
Kreativität
Kriminalität
Leben als Wandel
Lebensmuster
Liebe
Metamorphose
Neurose
Opfer
Parkinson'sche Erkrankung
Perfektionismus
Philosophie

Prozessorientiertes Lernen
Punktuelle Fernsehsucht
Reflexion
Relativierendes Denken
Reue
Schizophrenie
Schlaflähmung
Schlaganfall
Sekundäre Dummheit
Selbstmord
Sinnhaftigkeit
Sprachstörung
Sucht
Tod, Trauer, Hölle
Tödliche Sucht
Toleranz
Unverantwortbare Illegalität
Verantwortbare Illegalität
Verantwortungslosigkeit
Vermeidungs- Vermeidungskonflikt
Verständnis u. Empathie
Verzeihung
Viele kleine Schlaganfälle - sog. Multiinfaktsyndrom
Wahn
Wille
Wissenserwerbstrategien
Zeit
Zurückhaltung

G.M. akzeptierte diesen Plan umgehend.
Bei Fixi konnte man ja sonst nie wissen.

G.M. war außer sich vor Freude.
Er hüpfte pfeifend auf einem Bein alle Stufen des Tempels in Delhi hinunter.
Die Touris wunderten sich, wie so ein alter Mann so vergnügt und noch so gelenkig sein konnte.

PS: Zum Schluss noch eine kleine Erläuterung zum besseren Leseverständnis. Die Geschichten sind im Inhaltsverzeichnis nach Oberbegriffen alphabetisch geordnet. Den Oberbegriffen, wie z.B. Alter und Altern, sind dann Ereignisgeschichten zugeordnet. Manchmal hat das mit dem Alphabet nicht so ganz geklappt. Dann wurde es von mir halt ein ganz klein wenig schlafwandlerisch gerade gebogen. Fast jede Geschichte wird mit einem Epilog abgeschlossen. Die jeweilige Erklärung, Deutung ist nur eine unter vielen, vielen anderen möglichen. Sie selbst sind eingeladen, andere Vergleiche, Möglichkeiten, Handlungsaufforderungen, Deutungen, Erklärungen für sich zu entdecken; wie ein Wanderer, der am sonnenbeschienenen Berghang in einer kleinen Kuhle plötzlich Alpenveilchen, Bergdisteln und manchmal ein Edelweiß oder auch ein vierblättriges Kleeblatt entdeckt. Er freut sich des Anblicks, läßt sie da stehen, wo sie sind, und zieht beschwingt und leichtfüßig seines Weges.

Verwendete Abkürzungen

G.M. = Göttlicher Minister
G. = Gott

A Alter und Altern

Die nachdenkliche Spiegelfalte

Gut,
sehr, sehr gut, hatte Egon heute geschlafen.
Richtig ausgeschlafen war er.
Frohglücklich reckgähnstreckte er sich
aus den Bett.

Der Spiegel im Bad spiegelte sein
ausgeschlafen-zufrieden-glückliches Gesicht
tausendfältig zurück

Es sah sich an.
Er, der Spiegel, sah ihn an.
Wieder und wieder.
Und die Freude fiel ab von ihm wie ein zu trockener Putz,
spröde, bröckelnd.
Nach einigen Sekunden hafteten nur noch einige kleine
unscheinbare trauerglitzerschummrige Staubkörnchen an dem
frohfreien Ausgeschlafenen von vorhin.

Er, der Glänzende,
der Unverwüstliche
in Wort, Schrift, Rede,
er, der dynamisch Aussehende,
er, der Einblick, Ausblick, Überblick hatte,
er, der geistige Überflieger,
entdeckte schreckenungläubig Falten,
richtige Falten,
in seinem klassischen Gesicht.

Kosmetik, Liften, Schönheitschirurgie,
diese Wörter kreisten zwar in seinem Kopf,
sie fanden jedoch keinen Lande-, keinen Ankerplatz.
Er, ja, er, Egon,
war nicht mehr das Gesetz der Zeit.
Das Fältchen, die senkrechten Falten
an beiden Wangen, hatten ihm das Zeitzepter aus
der Hand gehauen und beim Runterfallen zwei tiefe Furchen
in seinen Wangen eingegraben.

Der Spiegel spiegelte ihm sein Gesicht
tausend und tausendmal wider,
und
er starb tausend Tode auf einmal.

Schwindelig war ihm, sehr schwindelig.
Auf dem Toilettendeckel fand er sitzsinnierend
endlich Halt.

Sternschnuppenartig, kometenschweifähnlich erglühnten,
verloschen zischbrodelnd Wortfetzen hinter seiner
zerrunzelten Stirn durch seinen Kopf.

Tausend Tode sterben,
tausendmal neu geboren werden.
Apfelbäumchen pflanzen,
bewusster - sinnvoller leben,
langsamer - bedächtiger leben,
etwas für andere tun,
Sinn - dem Leben einen Sinn der noch
verbleibenden Zeit geben

Doch es war wie verhext.
Wollte er nach einem Wort fassen,
war es ihm schon wie ein glitschiger Fisch
unwiederbringlich in das brodelnde, gischtige
Wortmeer entglitten.
Ruckartig erhob er sich,
duschte sich kalt,
trocknete sich ab
und zog sich an.

Dann,
er wurde ruhig und fröhlich und schaute
lachfaltenverschmitzt fröhlich in den Spiegel.
Komisch,
die kleinen Fältchen hatten ihn genauso erschüttert
wie der Tod seines Hundes und der Tod seines Vaters.
Komisch,
er, er kam sich vor, als sei er
im Spiegel ein Zeitwanderer,
der in, über und unter den Wolken gleichzeitig
freudtränennd schwebt und genießt.
Komisch,
er hatte das Gefühl, das verdammt wahre Gefühl,
eben erst geboren zu sein.
Komisch,
er hatte das Bedürfnis,
alles, was er in den letzten 2 Minuten erlebt hatte,
aufzuschreiben.
Komisch,
er ging ins Schlafzimmer und drückte seiner
erstaunten Frau einen Kuss auf die Stirn.

Komisch,
er ging ins Bad zurück,
er drückte dem Spiegel einen Kuss auf
und hauchte ihn freundlich zwinkrig an
mit den Worten:
„Ich habe gelebt,
ich lebe Leben,
ich werde leben.
Danke.“

Ob er bei dem letzten Wort an den Spiegel dachte,
oder, weil es Sonntag war,
den lieben Gott meinte,
blieb unklar.

Epilog

Vergleiche des eigenen Lebensalters mit irgendwelchen Altersabschnitten anderer Menschen sind immer fragwürdig. Sie lassen dann den Lebensabschnitt, z.B. der 20- bis 30 jährigen, als den einzig erstrebenswerten erscheinen. Dadurch nehmen wir uns die Möglichkeit, zu jedem unserer eigenen Lebensalter zu stehen. Egon hat es in denkerischer Lichtgeschwindigkeit geschafft, sein Alter zu akzeptieren und seinen Lebenszug auf kreative Gleise umzuleiten.

Der pralle Bienenköniginnenbauch

Müde bin ich, Egon, geworden,
sehr, sehr müde.
Warum, weiß ich eigentlich selber nicht.
Drei Ärzte kamen,
heutzutage ja ganz ungewöhnlich,
zum gleichen Untersuchungsergebnis.
Ungewöhnlich gesund für das hohe Alter.
85 Jahre, alleinstehend, eigene Wohnung,
keine organische Erkrankung.
Eigentlich war ich mit dem Ärzten,
dem medizinischen Ergebnis,
überhaupt mit allem unzufrieden.
Ich, ja, ich wollte doch nichts,
rein gar nichts mehr.
Nur noch Ruhe, Frieden,
Grabesruhe,
sterben.
Und danach dieses Ergebnis,
gesund bis in die Knochen,
diese Ärzte mussten doch nicht ganz bei Trost sein.
Nun gut,
wenn sie es nicht anders haben wollten.
Drei Tage lang besorgte, organisierte ich alles,
was ich für vier Wochen brauchte.
Kaffee, Tee, Brot, Marmelade, Fertiggerichte,
Wasser, Bier Wein, Äpfel, Erdbeeren, Holundersaft
und und und

Alles kam ins Schlafzimmer.
Und ich konnte jetzt vier Wochen
nachdenken,
ausschlafen
und evtl., wenn es sich ergeben würde,
auf immer einschlafen.

Sechs Meter war die weiteste Strecke,
die ich laufen musste.
Das war der Gang zur Toilette.
Und dann legte ich mich hin,
müde, krank,
sehnsuchtskrank,
ruhesehnend,
ewigen Frieden sehndend,
schlafsehndend,
Verschmelzung mit den Allumfassenden sehndend.

Und dann lag ich da,
müde,
gelangweilt,
unruhig,
unruhegelangweilt.

Aber diesmal wollte ich nicht,
dass meine Unruhe wieder den Sieg über
meine Müdigkeit gewann.
Und so hielt ich aus:
einen Tag,
zwei Tage,
drei Tage,
auf dem Bett liegend betrachtete
ich das Laken, die Decke, das Fenster,
die Wiesen, die Bäume vor dem Fenster,
den Himmel, die Wolken vor dem Fenster,
Sperlinge,
Tannenzapfen,
Schäfchenwolken,
Regenbogen,
Regenwasser,
warmwindiger, staubkörneraufwirbelnder Sonnenschein,
ja wirklich, es gab viel zu entdecken,
zu schauen in diesen Tagen.
Immer und immer wieder,
immer und immer wieder
sah ich alles an.
Alles schon dagewesen,
alles schon gesehen,
alles schon erlebt,
denkmüdete ich vor mich hin.
Der langtagträglähmende Gedanke war da,
immer und immer wieder da.
Alles, die Bäume, die Wiesen, die Wolken,
alles war schön,
schön anzusehen,
aber es freute mich nicht.
Die Bilder drangen in mich ein
und flogen hinten aus mir wieder hinaus,
ohne eine Tretspur,
eine Sonnenspur,
ohne irgendetwas zu hinterlassen.
Alles war schön,
aber es freute mich nicht.
Ich erinnerte mich, wie ich als 4 jähriger
in unserem Garten jede Blume beroch,
begrüßte,
befreute mit meinem lautanregenden Lachen.

Die Sehnsucht nach der Freude,
ja, das war's.

Diese Sehnsucht nach der Freude,
nach dem Riechen,
nach dem Lachen,
nach dem Hüpfen
machten mich noch müder,
noch sehnsuchtsvoll trauriger.
Ich war traurig trauernd wegen
des verlorenen
Hüpfächelriechens.

Im Zimmer saß ich, umhüllt von spinnwebrig dick dunkel
verschmutzten Fenstern.
Im Zimmer saß ich,
dickbauchig,
gut genährt,
gut versorgt
und trauerte.
Und trauerte um mein verlorenes Leben da draußen.

Ich sah das warmluftige Quirlleben da draußen,
aber ich fühlte es nicht.
Ich sah das düftelnde Morgentauleben,
aber ich roch es nicht.
Ich sah das genüsslich eisleckende Kinderleben,
aber ich schmeckte es nicht.
Ich sah das zärtliche sich Berühren, Beschnupern,
Besmusen der Liebenden,
aber ich fühlte es nicht.
Und alles, alles,
mein Sehen, mein Denken, mein Fühlen,
das kannte ich, es langweilte mich zu Tode.
Vor lauter Langeweile döste ich
tag-nachträumend ein.
Und wurde fortgetragen in die Luft, in die Wolken,
in die Sonne
und landete sanft,
unendlich sanft auf der Waldwiese,
genauer gesagt,
in meinem Bienenwabenhaus.
Und noch genauer gesagt, landete ich sanft,
unendlich sanft in meinem Bienenwabenthronsaal.

Ja, ich war die Bienenkönigin,
gefüttert, gestreichelt, verwöhnt.
Versorgt wurde ich von allen Bienen
stunden-, tage-, wochenlang.

Ich genoss es,
aalte mich,
wonniglich, königlich war mir zumute.
Doch allmählich kamen immer weniger Bienen zu mir.

Da befahl ich ihnen barsch, herrschsüchtig, hochmütig,
alle Bienen hatten sofort vor mir zu erscheinen.
Ich wollte sie wegen ihrer Faulheit zur Rede stellen,
ausschimpfen und notfalls auch bestrafen.
Doch ganze zwanzig Bienen erschienen,
verschüchtert,
unterwürfig,
schuldbewusst.
Alle anderen waren inzwischen verstorben.
„Wieso kommen nicht mehr Bienen zu mir?
Werden nicht neue Bienen geboren?“,
brüllte ich zähnefletschend,
haßstrafgierig die zwanzig Bienen an.

Und alle zwanzig hauchten todesmutig, todesängstlich:
„Du hast seit Wochen keine Eier gelegt,
so sind wir fast ausgestorben, unser Bienenstock ist fast tot.
Nein, eigentlich sind wir alle schon tot,
wir sträubten uns nur noch gegen den Gedanken.“
Und während sie, die letzten zwanzig Bienen, diese
Worte grabestrauchig vor sich hin flüstermurmelten,
betrachteten sie sehnsuchtsmüde mich und meinen prallen Bauch,
angefüllt mit den unzähligen Eiern.
Bisher hatte ich immer so ein wohlige, pralles Gefühl,
wenn ich dicker und dicker wurde.
Ich war der Herr des Schicksals,
ich war der Herr über dieses Leben,
und jetzt,
jetzt wurde mir speiübel,
eigentlich richtig kotzübel.
Gehortet hatte ich die Eier,
genossen hatte ich die Macht über alles und alle.
Und jetzt zu Tode gehortet, triumphiert,
genossen hatte ich mich.
Leben?
Ja, ich hatte das Leben genossen. Hatte ich?
Und kein einziges Ei hatte ich in dieser Zeit hervorgebracht.
Ich hatte Leben verhindert.

Ich bat die älteste Arbeitsbiene, mir ihren Stachel für
einen Moment auszuleihen.
Mein pralldümmlicher Bauch entleerte sich,
nachdem ich ihn aufgeschlitzt hatte,
mit einem kullernden, knallenden aufatmenden Siegeschrei.

Dann wurde es dunkel um mich.

Das blöde Stuhlbein des umgestürzten Stuhles hatte es sich,
als ich aus dem Bett fiel, auf meinem Bauch gemütlich gemacht.

Im Aufwachen rieb ich die blutunterlaufene Stelle,
ich wollte schimpfen.

Doch da kam er, der Bientraum, erinnerungsfreudig vorbeigeschwebt.

Da kam er, der erste Lächler seit Monaten verlegen über mein Gesicht gehüpft.

Etwas holprig noch, da mein Gesicht davon entwöhnt war.

Abends war das Lächeln immer noch da.

Nicht nur bei mir,

auch bei den Bewohnern des Altenstiftes.

Denen hatte ich meinen Traum erzählt.

Es war das erste Mal, dass ich durch Zufall einfach

in das Altenstift und dazu noch in den Aufenthaltsraum

dieses Altenstiftes geriet,

wie ich dahin kam, weiß ich selber nicht.

Ich musste dem 96 jährigen Hans und der 94 jährigen Martha,
es waren die ältesten Bewohner des Stiftes, und sie drängten mich dazu,
nein, ich durfte, ja ich mussdurfte die Traumgeschichte
zwei-, nein, dreimal erzählen.

Keiner war müde, auch ich nicht.

Alle harrten,

alle hörten den hervorsprudelnden Kullerworten gespannt zu,
auch ich.

Epilog 1

Versorgt sein,

sich nur noch um sich selbst kümmern,

nur auf sich selbst achten,

nur noch auf seinen Körper achten.

Wie häufig treffen wir das an,

wenn wir uns umschauen.

Auch Egon ging es nicht anders,

auch er entging dieser egozentrischen Falle nicht.

Und die egozentrische Lebensfalle

ließ Liebe, Freude, Hoffnung verdorren.

Und damit verdorrte auch die Lust am Leben,

am tätigen Tun.

Und er wurde das, was man in der Falle wird,

müde, lieblos, freudlos,

lebensüberdrüssig,

hoffnungslos.

Kurzum, verdorrt.

Doch der Mensch ist einer, der,
der um sein Verdorrtsein weiß
und darunter leidet.
Ist das vielleicht die Hölle?
Mit ein klein wenig geistiger Anstrengung
kann sich Egon aus seiner geistigen Falle befreien.

Epilog 2

Der Mensch ist auf das Gespräch und Handeln hin angelegt.
Dies birgt immer Überraschungen, zeigt neue, vielfältige Denkwege,
Handelswege auf.
Der Rückzug in die eigene Höhle läßt die Wege mit Unkraut zuwuchern,
macht sie fast unbetretbar.
Das Unkraut hüllt am Ende auch die Höhle ein.
Der Erstickungstod, der geistige Erstickungstod, droht.
Egons Traum bescherte ihm die kreative Sense, um sich von all dem Unkraut
mit einem Schlag zu befreien.

Die hektisch-alte Reisegruppe

Schauen, schauen, schauen und schauen.
Wir reisen und schauen
und schauen beim Reisen
und altern schaureitend zu Greisen.

Ja, wir schauen und juchzen
und schauen und juchzen.
Phantastisch, schön, wunderbar, toll!
Doch, unser Inneres,
es fängt an zu schluchzen
und säuft sich besinnungslos voll.
Wir nehmen die Länder wie Fleisch vom Regal
und verschlingen ohn' es zu kosten.
Wir sind erpicht auf die Stückmengenanzahl
und brüstend vor anderen protzend zu prostern.

Doch ihn,
doch, welch Wunder,
ihn gibt's, den fragstaunend altjungen Wicht.
Doch welch ein Fabeltier ist er heut, dieser Erkunder?
Er erjagt und erhascht mit schmetterlingsglücklich Gesicht
die wirklichen an der Straße kauern den Wunder.

Epilog

Konsumieren, ohne zu produzieren erzeugt im übertragenem Sinne eine derartige Leibesfülle, dass der Mensch wie ein aufgeblasener Luftballon in eine Scheinwelt entwebt. Von Konsumwinden immer höher getragen, fällt er in einen geistigen Winterschlaf.

Die Abwendung vom Zählzwang

„Bereisen Sie, und erleben Sie 12 europäische Länder in 8 Tagen!“,
die Hinwendung zur und das Erkunden der Wirklichkeit, lässt uns wieder auf der Erde sanft landen.

Laden Sie einen fremden Menschen zum Frühstück ins Café, ins Bistro, beschwatzen Sie sich zusammen und Sie werden sehen, der Konsumleib schrumpft, und diese kleine aktive Handlung bringt Ihnen Ihre geistige Gehfähigkeit wieder zurück.

Winterschlaf

(in Hexametern zu lesen)

Efeuige Ästchen ranken an schneefreier Hauswand sich hoch,
Schneeglöckchen breiten den blumigen grünweißen Teppich weit aus,
saftvolle, wasserführende Bächlein von frühlingserwachenden Bergen
verkünden ihr fröhliches Treiben
mit munterem, plätschernden Rauschen.

Sonnenerwärmender Regen ermuntert
den schwarzerdigen, fruchtigen Boden,
die schneeigen Säulen, als Zeugen vergangener Winterzeiten,
als Wasser für sich gemächlich füllende Seen zu verwenden.
An den neuen Ufern durchbrechen Blumen die Krümen der Erde.
Veilchen und Primeln begrüßen sich freudig
ausstreckend als Brüder und Schwestern,
und singen vom ewig umtriebigen, sprießigen Leben
unter dem frühlingserweckenden Dache der Sonne.

Sommersonniges Antlitz lockt die Vögel in Scharen in ländliche Gefilde.
Sie kommen über Länder, über Wolken und Meere
mit schwalbengleitend-ikarischen Flügeln,
nie leidend, nie stürzender Flug.
Im wiegenden Auf- und Abrhythmus,
ohne flugnichtenden Boden zu streifen,
gewässeraufwirbelnd, doch nicht wassereintauchend,
wolkenwegschiebend und nebelvorhangzerreißend,
strahlenempfangend und strahlenabgebend,
unendlichkeitsfühlend, unendlichempfindend,
Unsterblichkeitswünsche empfindend.

Da!

Es trudelt die schwebfliegende Schwalbe,
sie, Herr des Schwingens und noch nicht
Herr des schwingend Gleitfühlens.
Sie, noch nicht Herr und Meister des fühligen Weltreichs,
das wie vulkanische Asche aufglühend erstarrt
und Frucht bringt an weinbergigen Hängen.
Sie, der sommerschwalbige Gleiter,
rettet ins herbstliche Nest sich,
um vom atemberaubenden atemlos Fluge nachdenkend zu rasten.

Abendlich Sonne rundum!
Von allen Seiten vielsonnig beschienen,
brechen Blattknospen auf,
um sich zur letzten vollendenden Pracht zu entfalten.
Pfaufarbig, vielfarbig war's übergossen
das herbstlich bunte Gewande,

schimmernd wie die Palette des Malers,
dauernd neue Gefährten der Farbe gebärend.

Das Wissen des noch am Baume haftenden Blattes
um seinen Fall in den verwehten Herbstwind,
den schon so viele glückliche Blattbrüder und -schwestern
vor ihm erlebt,
läßt weise erstrahlen das Blatt
in unendlichen Farbengestalten.

Bald schmetterlingsflügelig, bald sommersonnwendig,
farbenfüllig ergießt sich der Lichtstrahl
auf die sich selbst erkennende würdige Schönheit des Blattes.
Das geschaut das Landen der Blätter auf Erde
ohn' schauernde Scheu,
und lebendig genießt es die letzten
spitzbübisch zwinkernden Strahlen der Sonne.

Wellenförmig, schneeige Hänge,
wellenförmige, eisige Hänge,
sonnenbeschienig und glitzrig
nehmen ohn' Trauer Abschied vom Herbst.
Betörend klare sonnendurchflutete wintrige Luft
des Schneeflockenwinters
läßt erklingen am Tage den Ton der gletschrigen Eiszapfenorgel,
und mondvoll geschienen auch in sternklar leuchtenden Nächten.
Klar erkennt das Kindaug' die Lichter im Tal
und freut sich am wechselnden blitzenden Klang.
Am Morgen verdämmern Lichter im aufsteigenden Nebel.
Doch ohn' überfließende Trauer entzückt auch
dies Bild das Augherz des freundlichen Alten.

So war's, und so ist es.
Schön war das Sprießen,
schön war das Sonnen,
schön war das Fallen der Blätter,
schön war das schneeflockige Treiben,
schön ist der Abschied
im kreisend aufsteigend milchigen Nebel.

Fühlahnend sehen sehnd die winterschläfrigen Äuglein
die höhere Sonne,
die zerteilt das Nebelgebilde.
Die alte Sonn' in der Mitten,
sie schließt die Augen zufrieden,
nachdem sie lange genussvoll genossen
das jahrzeitliche Kreisen
des Begleiters und Reiters des Lichts.

Epilog

Der Tod ist in der heutigen Gesellschaft ein Tabu.

Wo lässt man heute sterben?!

Im weißen, sterilen, unpersönlichen, heimatlosen Krankenzimmer.

Die medizinischen Apparate dienen als magische Beschwörungsrituale, um den Tod, und um den Gedanken an den Tod zu vertreiben.

Der Tod ist dann nicht mehr zum Leben gehörig wie die Geburt,

der Tod ist dann nicht mehr das Unerklärliche, das sog. Numinöse, das Verbindende, das Bedrückende, das Herausfordernde, das Nachdenkenswerte, das bescheiden Machende, das dankbar Machende.

Nein, der Tod ist dann nicht mehr als ein bedauerlicher medizinischer „Betriebsunfall“.

Diese instrumentelle Sicht unseres größten Geheimnisses lässt uns alle erschauern.

Der Medizinhistoriker und Philosoph Professor von Engelhardt fordert uns alle auf, neben der Kunst zu leben - der ars vivendi der Römer - die Kunst zu sterben - die ars moriendi des Mittelalters - „wiederzubeleben“.

Der Essay „Winterschlaf“ berichtet in dichterischer Form von jemandem, der angstfrei, lebenssatt, zufrieden, geborgen und voll Vertrauen in die Zukunft von seinem jetzigen Leben Abschied nimmt.

B Bewusstsein

Die Fragekringelblume

Natürlich sollte man, muss man alles möglichst genau wissen,
alles gelesen haben.

Mein Finger bohrte sich durch die Luft und landete fast auf der Nasenspitze meiner Tochter, als ich ihr diesen Appellsatz schreiwütend entgegenschleuderte.

Und sie, sie fragte mich einfach:

„Warum?“

Warum muss ich dies alles wissen?“

Oh, am liebsten wäre ich auf und davon!

Ich kam mir bei den Diskussionen immer vor, als hätte ich zwei Zentner Erde auf der Schulter zu tragen.

Mitten in meinen eigenen Sätzen hatte ich dann auch manchmal das Gefühl, ich würde von einer Klippe gestoßen.

Heute war ich endgültig meinen zwei Zentnersack und die Angst vor der Klippe leid. Ich warf die Last von meinem Rücken, und ich sprang über die Klippe.

„Erzähl mir“, bat ich sie, „wie du dich für deine Prüfungen vorbereitest und wie du sie auch bestehst“.

Und sie fing an, erst leise säuselnd, dann wehten die Worte immer kräftiger, immer wirbliger.

Der Wortwind wurde immer wärmer, wurde zum Aufwind, der mich, den Klippenspringer, zum Segelflugzeug formte.

Breit waren plötzlich meine ausladenden, luftmächtig zerbrechlichen Schwingen.

Mit ihnen konnte ich das Denkneuland besteigen.

Mit ihnen konnte ich das Neuland von oben stillheimlich vergnügt beäugen.

Sie erzählte mir von ihrem Hochbett.

Sie baute es zusammen mit ihren Freunden in ihrem Zimmer auf.

In den Pausen unterhielten sie sich dann über den Lernstoff, der zur Prüfung notwendig war.

Aber zwischendurch sangdudelten sie auch.

Auch die Professoren würde sie fragen, frageausquetschen.

Und die waren froh, zeigen zu können, wie man aus den Denksee mit einem richtigen Fragewurf, mit einer Doppelhakenangel zwei dicke, sattmachende Antwortfische auf einmal an der Angel haben könnte.

Bücher? Ja, die würde sie schon durchlesen. Aber sie würde sehr schnell lesen mit ihrer Fragezeichenbrille.

Ja, sie würde das Buch nur daraufhin absuchen, was sie nicht verstehen würde, und dort kämen dann am Rande Fragezeichen hin.

Und beim alltäglichen Hochbettbau würde sie den anderen Freunden die Fragekringel an die Füße kleben.

Da ihre Freunde nicht ausrutschen wollten, würden sie sie, so gut es ging, entfernen.

Auch sie bekäme von ihnen Fragekringel an die Füße geklebt.

Das wäre wirklich ein lustiges Spielchen.

Da beschloss ich, mit meinem Segelflugzeug mitten auf einer Wiese zu landen.

Warum?

Ich begann, duftende Fragekringelblumen zu pflücken.

Anfänglich zuckte meine rechte Hand recht kräftig. Sie wollte mir, wie in alten Zeiten wahrscheinlich, zurufen: „Bis heute Abend habe ich die ganze Wiese abgeerntet und alle Blumen zu ordentlichen Sträußen gebunden.“

Durch einen warmen Windhauch wurde meine rechte Hand entkrampft, sie wurde ganz locker.

Und so pflückte ich nur ganz wenige, besonders schön duftende Frageblumen ab.

Beim Pflücken hatte ich manchmal das Gefühl, dass die Blumen mich anlächelten, als würden sie sich freuen, dass ich mir gerade sie aussuchte; aber ich war mir nicht ganz sicher.

Epilog

Bis zum Mittelalter war es möglich, das Wissen der Welt in sich aufzunehmen. Vom Jahre 0 bis zum Jahre 1000 verdoppelte sich das Wissen. Heute verdoppelt es sich alle 4 - 5 Jahre.

Heute muss ich auswählen, was ich lernen will. Heute muss ich Fragen stellen an das Wissen, an die Menschen und fragen, ob die Fragen, die gestellt wurden, die richtigen Fragen waren. Diese Art von Lernen ist vor allem in der freien Kommunikation, in der Gruppe möglich. Es fördert den Prozess des Auswählens von Informationen im Gruppenprozess. Es ist somit ein Prozessorientiertes Lernen.

D Dauerbrenner: Angst

Der Krampf im Fuß

Genüsslich, gemütlich,
richtig genussgemütlich fuhren wir,
an und für sich kurvten wir,
singend über die Passstraße hoch.
Ich fuhr, meine Freundin neben mir,
die Freundin meiner Freundin hinter mir.
Schön, wunderschön!
Ich wurde bewundert,
wie leicht locker ich mit dem glatzköpfigen
alten Auto die Kurven nahm.
Ich, ich wurde von allen beiden bestrahlt, belacht,
bewundert.
Schön, wunderschön!
Und wir sangen dazu.
Ich fühlte mich plötzlich so leicht,
so wunderbar weich, zerfließend und leicht.
Und ein Ton von unserem Gesang hob mich hoch
und trug mich schwingsingend im $\frac{3}{4}$ Takt zur Passhöhe hin.
Dann ging es abwärts.
Dieselben Kurven, dasselbe Singen,
dasselbe Schwingen,
dieselbe Wärme.

Da, Scheiße!
Haarnadelkurve, 300 Meter Abgrund.
Zwei Schreie, richtige urquellende Angstlaute,
bremsen, schleudern, Abgrund,
Auto, Steuer herumreißen.
Die rettende Straße wieder unter den vier Rädern.

Gott sei Dank!
All dies war in einem einzigen Augenblick geschehen.

Und dann?
Und danach?
Danach fuhren wir dahin, gemächlich wie immer.
Doch kein Gesang, kein Laut.
Nur ängstlich bewundernd misstrauische Blicke,
sie waren auf mich, den Fahrer, gerichtet.
Ich, ich hatte die Kurve bezwungen,
das Schicksal gemeistert.
Ich, ja ich, war heute der Held.
Doch was ist jetzt los?

Mein rechter Fuß,
war der verrückt?
Er zuckte wie verkrampft auf und nieder, auf und nieder,
ich konnte nicht mehr fahren,
ich konnte nicht mehr Gas geben.
Halten, aussteigen.
Der Fuß, er wollte fliehen,
er war kein Held.
Er zeigte es mir,
er zeigte dies uns allen.

Dann lachte ich, dann lachten wir alle
zusammen mit dem Fuß.
Wir lachten uns an.
Und die Angst aus dem Fuß floh über
unsere verschmitzt verstehenden Lachwangen
ins Freie.

Epilog

Angst ist nie reine Angst, nie ein rein geistiges Produkt.
Sie ist in der Welt zuhause und äußert sich demnach „weltlich“, d.h. körperlich.
Bereits diese wenigen Worte lassen erkennen, dass eine Trennung von Körper und Geist nicht denkbar ist. Es ist ein unentflechtbares Wirkgefüge.

Entwurzelte Augen

(in Hexametern zu lesen)

Eichenholzquadratisch Geäst ohn' Wurzel und Knollen
senkt ein sich im schwarzen, fruchtschwangeren Boden.
Klein-kalte Äuglein wachsen über dem Erdreich am toten Geäst.
Doch um zu sehen, zu erleben, zu deuten den Wind,
die Sonne, das Meer, dazu sind sie zu tot und zu kalt.
Der scharfkantig, unnachgiebig eisig,
viereckig, rumpfförmige Stamm hat Wurzeln nicht,
die spielen mit Würmern und Larven.
Er kann nicht spielen das uralte wurzelankernde Kinderspieltreiben:
Fang mich! Versteck dich! Blinde Kuh.
Diese Worte verhallen ungehört im Wind im Nu.
Die scharfkantigen Messer des todbringenden Stammes nichten
die Wurzeln der anderen, der webenden, wachsenden, lebenden Blumen.

Nur um sich selber zu sein, zertritt und vernichtet die ewig
gleiche Eichenholzhülle jede lebendige umgebende Regung.

Jahrhunderte später gibt die zerfallend zermodernde Hülle
den Angstnebel frei,
der im Innern des Stammes schlummernd gefangen.

Nun überzieht er abends, den Sonnenstrahl fürchtend,
den Boden,
Nachwanderer hemmend, den sicheren Weg heimwärts zu finden.

Epilog

Die Angst senkt sich in den Körper ein.
Wird sie nicht bewältigt, ist sie ohne Kreativität, ohne Wurzeln,
verhindert sie das wahre Leben,
das wahre Erleben.
Verhindert andere Möglichkeiten der Seinsentfaltung
und kann auf andere überspringen und sie belästigen.

Die zitternden Pfeifer oder zwei angstfreie Egoisten

Aus zufälligem Nichts kommend und gehend,
habe ich, der Wanderer, unendliche Angst.
So pfeif ich ein Liedlein und singe ein Ströphlein
und schüttele das Köpflein und beschreie das Windlein.
Und so wird meine Angst allmählich zum Ängstlein,
und ich fühl' durch mein Machen mich allmählich zu Haus.

Da!

Da kommt ein anderer, ein Wanderer, einfach daher.

Und er pfeift, singt, schüttelt und schreit,

oh Wunder, wie ich.

Hand-hand-vereinet, wandern wir gemeinsam fröhlich dahin.

Doch dann?!

Dann kommen noch andere, sie wollen auch mit.

Doch sie schlagen die Leier und blasen die Flöte.

Sie sind so fremd für uns zwei.

Und sie machen uns zittrig,

oder war's nur der Wind?

Doch gleich was es war, wir wollen sie nicht.

Wir wollen sie nicht und

prügeln sie fort.

Dann wandern wir weiter und singen und pfeifen.

Wir sind doch so frei, und wir „reifen“

so angstlos mit unserem Pfeifen.

Epilog

Angst kann Gruppen zusammenhalten, zusammenschweißen.

Wird diese Angst jedoch nicht ausgesprochen, besprochen, bewältigt,
verschwindet sie aus dem Spiegel der Erkenntnis.

Sie kommt dann durch die Hintertür als Aggression wieder herein.

Als Aggression gegen andere Personen, gegen andere Gruppen.

Reiter im Nebel

Reiter im abendschwarzdämmrigen Nebel,
blind geschlagen das Auge,
angsteingehüllt das Herz.

Ein Klappern, ein Zischen
vorn, hinten und neben.
Der Nebel würgt's Denken schnell ab.
„Es ist's, das Moor!“, stößt hauchend er aus
und sinkt auf den rettenden Boden.

Dann steht er auf und geht weiter.

Ein Klappern, ein Zischen
vorn, hinten und neben.
Der Nebel würgt's Denken schnell ab.
„'s ist ein Hase“, pfeift er schrill vor sich her,
vor sich her,
und's Pferd sinkt ein im Moormeer.

Stehen im Nebel,
vertrauend, zutrauend warten,
ist nicht unsere Art, unser Ziel.
Doch das ist's Geheimnis des augenblinden Schleiers.
Der Nebel flieht den, der ausharret
in tonoffener Stille.

Epilog

Die Angst begleitet uns in unserem Leben.
Sie kann, wenn sie ausgehalten, wenn sie bewältigt wird,
neue Sichtweisen, neue Seinsmöglichkeiten aufzeigen, ermöglichen.

Die neugierige Angst

Manchmal, ja manchmal, möchte ich sehn.
Manchmal, ja manchmal, wünsch' ich mir zu verstehn.
Manchmal, ja manchmal, träum' ich schon zu verstehen.
Und dann seh' ich tief in die Herzen,
tief in die Seelen der Menschen.

Und anstatt zu sehen,
spüre ich dann die Angst,
die ihre, die meine.
Und sie klammert sich an,
sie macht mich ganz klamm.
Doch ich spüre und ich seh'
dann auch ihre Hoffnung,
vielleicht auch die meine.

Epilog

(siehe Seite 30; Epilog: Reiter im Nebel)

E Edmund denkt

Der Fußtrittdenker

Müde kam Edmund nach Hause.

Die ganztägig gleichförmigen Griffe an der Maschine hatten ihn müde, aber nicht schläfrig gemacht.

Mit den magenschwappenden Kaffe ging er langsam, bedächtig zum Schreibtisch. Aufgeschlagen lagen sie da, die handgeschriebenen Zettel, schön sortiert und nummeriert.

Ein Buch sollte es werden.

Den Titel: „Die menschliche Menschheit“ betrachtete er tagtäglich wohlgefällig, bevor er sich ans Schreiben machte.

Da, plötzlich steht sein Hund vor ihm.

Er jault, er will raus.

„Mistiger Scheißhund“, denkt er.

Der Satz, den er gerade angesetzt hatte zu schreiben, hängt noch denkschwebend im Raum.

Er kann ihn gerade noch greifen und schreibt ihn nieder:

„Das Unglück der Menschheit“.

Da! Schon wieder!

Der Hund jault,

er will raus aus dem Haus zum Baume.

Der Traum dieses Hundes ist der Hundebaum.

„Scheißhund“, ein Tritt, ein Jaulen.

Ruhe kehrt ein.

Da! Jetzt hat er die Worte erhascht, und das Papier raschelt freudig erregt unter fliegendem Bleistift bei dem Satz:

„Der freiwillige Verzicht auf Angriff birgt zwar Gefahren für mich, aber er bringt jedenfalls Glück für den anderen, und er fördert menschenwürdiges Denken und Tun.“

Der Satz war zu Ende geschrieben,

er beginnt von neuem sein schreibendes Denken.

Der Hund leckt unterwürfig die Herrenhand.

Er streichelt ihn zart und geht dann beglückt mit ihm Gassi.

Epilog

Alles für das Heil:
Kreuzzüge,
der heilige Krieg.
u.s.w.

Szenenwechsel!

Wie viele Ärzte, die Bewegungstherapie verordnen, treiben selbst Sport?

Wie viele Psychotherapeuten geben vor, gleichberechtigt zu kommunizieren, und halten den Patienten insgeheim in einem altverstandenen Schüler-Lehrer-Verhältnis, einem Abhängigkeitsverhältnis?

Wie viele Psychotherapeuten analysieren nur vor und nach dem Gespräch?

Wie viele bemühen sich während des Gespräches, alle Regeln zu vergessen, nur um sich selbst zu sein und sich als Person (persona = durch die es tönt) in das Gespräch als Gleicher unter Gleichen einzubringen?

Wir handeln häufig nicht so, wie wir vorgeben zu denken.

Unser Denken und unser Handeln laufen getrennt auf zwei verschiedenen Wegen.

Schizophren?

Oder?

Zumindest ist es in sich kein geschlossenes System.

Wir stimmen mit uns selbst nicht überein.

Wir sind demnach häufig mit uns selbst nicht authentisch.

Edmund war offensichtlich noch nicht soweit, diesen geistigen Bruch zu bemerken.

Der schemenhafte Tiefdenker oder die sekundäre Dummheit

Bin ich froh, dass ich schon so viel weiß.

Aufgrund meiner bisherigen Erfahrungen kann ich neu hinzukommende Informationen gut einordnen und werde so allmählich mein Wissen abrunden.

Ich werde so, ausgehend von meinem unveränderlichen Kreismittelpunkt, in neue unbekannte Gebiete vorstoßen.

Nun, da mein Denkschema und mein Lernschema ziemlich genau festliegen, werde ich die auf mich einströmenden Tatsachen in ein übersichtliches Ordnungsgefüge zwingen.

Wenn ich dies nämlich nicht so machen würde, würde ich mich zu sehr in Einzelheiten verlieren. Ich würde den Zusammenhang nicht mehr sehen. Ich würde getrieben, ich würde nicht mehr bewusst leben.

Schrecklich, wenn ich nicht mehr bewusst und mit Überlegenheit leben würde.

Ich würde automatisch der Lethargie, d.h. der vollkommenen unproduktiven, dahindämmernden Denkverflachung verfallen.

Man ist ja ein denkender Mensch.

Da man ein Mensch ist, kommt einmal der Zeitpunkt, an dem man über sich selbst reflektiert und das o.g. erkennt.

Nun, wie geht es weiter mit dem Wissenserwerb?

Ich muss mich zwingen, alles was ich tue, mit Konzentration zu tun.

Ein Ding zu tun und zehn andere beiseite zu lassen, ansonsten verfall ich der Diagonal-, d.h. der Halbbildung. Eine solche Bildung würde „breiten“ aber nicht „tiefen“. Der Grund für das dauernde Wissenwollen ist der in mir steckende faustische Trieb, der mich treibt, fast alles zu erkennen, fast alles zu wissen, fast wie ein Gott.

Manchmal möchte ich alles möglichst schnell erkennen, möglichst von selbst, nur durch Eingebung. Doch dann kommen mir, Gott sei Dank, meine Denkschemen zu Hilfe. Auch Faust musste erkennen, dass er erst, wenn er eine Sache richtig verstanden hatte, zu einer weiteren schreiten konnte. Dadurch wird das Lernen, das Kombinieren leichter. Ansonsten hätte man eine Sache vielleicht einmal intuitiv erkannt.

Schrecklich!

Man ahnt aber bald, dass dies nicht der richtige Weg ist. Infolge mangelnder Notwendigkeit würde dieser Weg schwankend und nebulös.

Leider habe ich nach dem Schreiben zu viel getrunken, so dass ich das Fazit, die Schlussfolgerung meiner Rede, nicht mehr genau in Subjekt-, Prädikat- und Objektworte fassen kann. Aber ich will es versuchen.

Immer noch,

immer noch denke ich mein strickkleiderförmig gekünstelt gedachtes Denken.

Immer noch bin ich nicht zum Loslassen-Denken gekommen.

Epilog

Jedes Denken, auch das kreativste, verkommt zur Starrheit, wenn die Regeln nach denen es vor sich geht, nicht mehr verlassen werden können.

Ich kann dann zwar mit Hilfe der Regeln denken und alles erklären, aber wirklich Neues denken, weiterdenken gelingt damit nicht. Damit wandelt sich dieses Denken, so intelligent es am Anfang auch gewesen sein mag, um in eine intellektuelle Starrheit. Auch dies ist dann eine Form von sekundärer Dummheit. Sie blickt nicht mehr über den eigenen Tellerrand hinaus. Sie vollzieht keinen Wechsel des Blickwinkels. Das Denken ist somit perspektivlos und akreativ geworden.

Durch ihre Worthülsen geblendet, merken viele nicht, dass es sich hier nur um eine Scheinkreativität, um eine virtuelle Kreativität handelt.

F Flucht: Informationsflut

Das Aller-aller-aller-neueste vom Tage

Die neueste Meldung vom Tage in Zeitung, Funk und Fernsehen:
Bei AIDS wurden sieben verschiedene Erreger mit jeweils einundzwanzig Untergruppen gefunden.
Die ersten Fachärzte für AIDS-Erkrankungen haben ihre Ausbildung beendet.

Die allerneueste Meldung:
Alle Gehirnmedikamente sind Scheinmedikamente.

Die aller-allerneueste Meldung:
Alle Gehirnmedikamente wirken nur, wenn das Gehirn gleichzeitig geistig trainiert wird.

Die aller-allerneueste Meldung:
Im Krankenhaus werden wir dümmer.

Die aller-aller-aller-neueste Meldung:
Geistig untrainierte Personen sterben häufiger an Herzinfarkt.

Die neueste Meldung vom Tage:
Im 14. Jahrhundert fassten 600 - 800 Bände einer Klosterbibliothek das gesamte Wissen der Zeit.

Die allerneueste Meldung:
Heute erscheinen in der Bundesrepublik pro Jahr weit mehr als 100.000 Bücher.

Die aller-aller-neueste Meldung:
98 % des gesamten menschlichen Wissens sind in den letzten 50 Jahren entstanden.

Die aller-aller-aller-neueste Meldung:
in 4,5 Jahren veraltet die Hälfte des Hälfte des medizinischen Wissens.

Die ultra-aller-aller-aller-neueste Meldung:
Ein Facharzt, ein Physiker u.s.w. müssten täglich 72 Stunden lesen, um alle Veröffentlichungen über ihr Fachgebiet lesen zu können.

Die ultra-ultra-aller-aller-aller-neueste Meldung:
Der Mensch ist ein langsamer Lerner.
Pro Sekunde kann er höchstens 15 - 20 Informationseinheiten (Bits) aufnehmen.

Schluss!
Aus!
Nichts mehr!
Um Gotteswillen, ja nichts mehr!
Ich kann nicht mehr,
ich kann nichts mehr hören, nichts mehr sehen.
Bitte!

- in Hexametern zu lesen -

Verschließt mir gnädig die Augen, die Ohren.
Krebsartig wuchernd hat sich das Neuigkeitsspuckende Gewürm
über die Erde gebreitet.
Alles Lebendige bedeckend, erstickend.

Tut sich ein Edler auf,
um den datenschraubend bedrohlichen Drachen zu tilgen,
wandelt dieser im Nu sich zur siebenköpfigen Hydra.
Und schlägst einen Kopf du ihr ab
im erschöpfend verzweifelten Kampfe,
wachsen im Augenblick sieben neue ihr nach.
So geht ein jeder einher im unendlichen
Neuigkeitwachsenden Dickicht,
ohne Halt, ohne Licht, ohne Sicht, ohne Ziel
Und geht unter im Meldungssumpf,
ohne erkennbares Wehren.

Doch bevor alles Lebend'ge datensumpfig genichtet,
kommt der weißgeflügelte Rabe in letzter Minute zur Hilf.
Und er stößt mit dem Schnabel den todbringenden Becher,
gefüllt mit dem Schirlingsgetränke,
dem verzweifelten Datenverzagten von den blutleer,
schon fast leblosen Lippen.
Und nachdem die tödlich Gefährdung für immer gebannt,
nimmt er an der Hand mich
und führt mich hinweg vom ansteigenden Sumpf
der müllhaldig gedachten Gedanken
hin und hinauf ins freiluftig denkende Neulandgefülde.
Dort sah ich sie stehen,
die Pyramiden, gefüllt mit dem Wissen der Welt.
Dort sah ich sie stehen,
die Wälder gefüllt mit dem Wissen der Welt.
Dort sah ich sie wandern,
die Sonne gefüllt mit den Wissen der Welt.
Dort sah ich sie fließen,
die Flüsse, gefüllt mit dem Wissen der Welt.

Dann, nachdem ich alles gesehen und erfahren,
sprach er, der in Weisheit gealterte Rabe:
„Gut ist's, dass du siehst und nicht siehst.
Diesen Satz werde ich dir langsam, bedächtig erklären.
Schau, du siehst die herrliche Pyramide,
aber du siehst nicht all' ihre Steine.
Schau, du siehst ihn, den herrlichen Wald,
aber du siehst nicht all' seine Bäume.
Schau, du siehst sie, die herrliche Sonn',
aber du siehst nicht alle ihre Strahlen.
Schau, du siehst ihn, den herrlichen Fluss,
aber du siehst nicht all' seine Nässe.
Nun schau, sieh und höre auf einmal
Pyramide, Wald, Sonne und Fluss.
Sind sie mit all ihrem Wissen zu Diensten,
nur wollen sie vorher die Antwort auf Fragen,
die ich dir jetzt künde.
Was willst du wissen, und zu welchen Ziel und Begehr?
Wann willst du's wissen? Nenn' uns den Tag und die Stunde!
Warum willst du's wissen? Lass uns schau'n auf den Grund deines Herzens.
Wen deiner Freunde hast du gefragt? Zeig' uns dein mühselig Bemühen.

Bist du fähig zur Antwort, sind wir immer die deinen.
Doch etwas anderes bedenke bedächtig im Geiste.
Während des Fragens besteige, bitte besteige, immer den Gipfel.
Dann fängst du nie an, die Steine zu zählen.“

Kaum hatt' er die Rede vollendet, entschwand er hinauf zu den Wolken.
Und ich, der ewig fragende Frager,
war endlich wieder heimisch auf Erden.

Epilog

(siehe S. 25; Epilog: Fragekringelblume)

Vorsicht, Dambruch!

Flut der Neuigkeiten,
gnadenlos nichtend alles,
was sich reget und lebet.

Damm und Furten sind nötig,
auch Heißluftballone,
um die Flut zu bänd'gen
und/oder ihr zu entgeh'n.

Denn die Zeit,
um die Arche Noah zu bauen,
sie ist schon lange dahin.

Epilog

(siehe S. 25; Epilog: Fragekringelblume)

Die Buchstabensturzfut

Die Zettel,
die Unterschriftsmappen,
die Post,
die unerledigte Post,
die Bücher,
die ungelesenen Bücher,
die Telefonanrufe,
die unerledigten Telefonanrufe,
die Wünsche,
die unerfüllten Wünsche,
alles ist heute so viel.

Es ist wie ein Sturzbach,
der mich, der uns alle mitreißt.
Es ist wie eine Buchstabensturzfut,
die mich, die uns alle an den Meeresboden fesselt.
Die mich, die uns alle nicht mehr auftauchen läßt,
um zu atmen,
zu schauen
und um auf dem Meere genüsslich plätschernd zu schaukeln.

Doch heute ist es anders.
Wie durch einen lavendelduftenden Vorhang
sehe ich die Mappen, die Zettel, die Bücher,
und ich sehe meine acht Arme,
vierzehn Ohren und zweiunddreißig Münder
rennen, schreiben, sprechen, hören, diktieren,
und ich stehe und gehe
über die Mappen, die Zettel, die Bücher.
Und ich setze mich auf sie,
auf die Worte, auf die Buchstaben,
und ich sehe meinen Nachbarn, meinen Freund,
der über seine Mappen, Zettel, seine Bücher, seine Buchstaben
zu mir herübersteigt,
langsam, bedächtig, freundlich lächelnd und schwatzend.

Epilog 1

(siehe S. 25; Epilog: Fragekringelblume)

Epilog 2

Die Welt als Informationslawine:

Globalisierung,

Vernetzung,

Internet,

....

Neue Machtstrukturen, Herrschaftsstrukturen, mafiöse Strukturen
schimmern am Zeithorizont hoch.

Doch können wir das Ungeheuer, die alten Griechen nannten es Hydra, zerstören?

Schlagen wir ihr, der Hydra, einen Kopf ab, wachsen ihr zwei neue nach.

Wir können es uns offensichtlich nicht unter ihr, aber auf ihr gemütlich machen.

Die Geschundenen, die Arbeitslosen, die Obdachlosen, die Drittweltländer,

die Brüder, die Freunde, die Nachbarn, die, die, die

Alle die können sich global vernetzen und eine Gegenmacht von unten bilden.

Alle die können zeigen, dass über die Information das Mitleid, der Partner, das Du,

das gegenseitige Helfen, das gegenseitige Stützen als unsichtbare große Boote

schwimmen. Sie benutzen die Information und auch die Informationsflut als Fortbewegungsmöglichkeit und als Möglichkeit, aufeinander zuzurudern. Aber sie tauchen nicht ein, sie tauchen nicht ein in das Informationsmeer und gehen deshalb auch nicht unter.

Der entflohene Denkberg

Noch so ein Tag
und ich werde endgültig verrückt.
Dann drehe ich wirklich und endgültig durch.
Dieses Telefon,
dieses Kommen, Gehen, Fragen, Rennen, Klappern,
diese Geräusche.
Ja, wenn nur diese Geräusche nicht wären.
Das hätte auch keinen Zweck.
Dann käme ich mir vor wie in einem Stummfilm der zwanziger Jahre.
Diese dauertaumelkreislige Sturzflut
von unnötig sinnlos schreihektischem Neuem.
Blattgewaltige Zimmer fassen's nicht mehr.

Ich denke nicht mehr.
Das tat ich vor Jahrhunderten.
Ich werde nicht mehr gedacht,
ich lasse nicht mehr denken.
Das tat ich vor Jahrzehnten.
Ich denkdürstete, denkhechelte den Denkberg hinauf.
Doch vor ihm
lagerte Schutt, Neuigkeitenabfall, Denkunrat.
Ich will, ich muss da hindurch, um zu ihm,
dem Denkberg, zu kommen.
Ich warte und warte und warte
und sinke immer tiefer hinein
in den Morast des hektischen flüchtigen Tagworts.
Doch da, kurz vorm Ersticken ein Stein.
Mühsam erreich' ich ihn,
besteige ihn,
setze mich auf ihn.
Er ist's,
der Retter,
der Rentnerstein.
Ich hab's geschafft!
Ich bin gerettet.
Ich bin in Rente.
Wie schön!
Vor mir, hinter mir,
um mich herum
der morastige, tödliche, stinkende Blattunrat.
Weit in der Ferne,
unsichtbar, fast nur ahnbar, der Denkberg.
Dort liegt er leicht neblig verhangen,
Ziel meines Wanderns.

Ich sitze auf dem Stein,
ich sitze auf dem Eiland,
und ich brüte, denkbrüte.
Ja, warum nur ist mir mein Denkberg entflohen?
Wahrscheinlich raschelte ich zu laut mit Papier,
mit Papier,
mit Pap.....
Pap....
Pap....

Epilog

Die Informationsflut zu bewältigen, um Zeit zum kreativen Nachdenken herauszuschinden, bedarf selbst einer hohen kreativen Gestaltungsleistung und einer radikalen „Informationsabhackfreude“.
Rationalisierung des Informationsflusses und Selektion des Informationsflusses sind die Schwimfflossen oder Flugzeuge, mit denen der Denkberg und nicht nur der Rentnerstein erreicht werden kann.

Rette sich, wer kann!

Neugierige Neuigkeitsflut schwappt gnadenlos über
aufs flach-deichlos ungeschützt blumige Land.

Und,

und reißt mit sich all das,
was sich tummelt im häuslichen Rund.

Wohlgefällig, gemütlich und warm.

Doch jetzt?

Was ist jetzt?

Des fruchtbar-gedeihlichen Bodens beraubt,
liegt karg und bloß die verwundete Erde,
steht blattlos der Baum,
steht nackt und frierend der Mensch.

Zu spät ist's, um die Arche Noah's zu bauen.

Doch zum klagend Verzweifeln ist's nicht.

Ist's weder der Ort noch die Zeit.

Doch Zeit ist's,

Dämme und Furten zu bauen,

um das reißende wirb'lige Neuigkeitswasser in Bande zu schlagen.

Und um's, wenn's fließt, sanft-ruhig und friedlich dahin,

auf fruchtbar-wassersehnenden Acker zu leiten.

Doch was dann?

Wenn gar zu viel flutiges Wasser beherrscht die Erde?

Dann erheb' dich mit fesselballonigen Kräften
in die Lufthülle der Erde.

Und genieße den Anblick des Wassers in Flüssen und Meeren.

Und schöpf' nur soviel, wie du brauchst

für dich und die deinen,

um ein herrliches Mahl zu bereiten.

Und um's beim lauthalsig gläserklingenden Plausche
mit Genuss zu verzehren.

Epilog

(S. 43; Epilog: Der entflozene Denkberg)

Das Augwellenschiff

Als ich die Überschrift las, lächelte ich recht müde vor mich hin.

Was soll denn das, ein solcher Ausdruck?

Ist es ein welliges Schiff oder ein Schiff auf den Wellen oder in den Wellen oder, oder, oder?

Der Wind verstreute meine scharfzüngigen Sägeworte in alle Winde. Nun, theoretisch war ein Echo schon möglich. Aber ich erschrak doch ziemlich heftig, als es auf mich zukam.

Und was für ein Echo!

Es war ein Antwortecho.

Es schwingtönte: „Hör zu, es ist ein Augwellenschiff, Augwellenschiff.“

Wäre es nicht meine eigene Antwort gewesen, ich hätte diese Person, die das echo-te, für ziemlich verrückt erklärt.

Ja, jetzt war ich schon ziemlich verwirrt.

Das muss ich schon zugeben. Aber an meiner eigenen Antwort konnte ich doch eigentlich nicht zweifeln, höchstens verzweifeln.

Um mit mir selbst klar zu kommen, mietete ich mir am Hafen für einen Tag ein Augwellenboot.

Toll war es schon ausgestattet, das musste ich zugeben.

Glasfiberwände rundum. Und dann, in der Mitte das Auge. Einfach toll!

Nach vorne, nach hinten war das Auge als Fernrohr zu gebrauchen; nach unten war es wie ein Mikroskop konstruiert.

Als ich mit dem Boot auf einem Wellenkamm ritt, schaute ich hinter mich, und ich sah den Hafen, die Boote, die Fischer, die Netze, die Männer, die Frauen, hörte den Gesang, sah das buntschaukelnde schwatzende Treiben.

Schön, einfach schön!

Ewig hätte ich noch zuschauen mögen.

Ein kleiner Windhauch ließ mich den Kopf wenden.

Und ich schaute nach vorne, und ich sah das glitzernde Wasser, Delphine, fliegende Fische, die nahende Insel, die wehenden Palmen, den Strand.

Schön, einfach schön!

Ewig hätte ich noch zuschauen mögen.

Ein kleiner Windhauch ließ mich nach oben blicken.

Und ich sah die Sonne, die Wolken, den Adler, den Buchfink, die Schwalbe glitzernd gleitsegeln.

Und ein glitzernder Sonnenstrahl, der durch das Glasboot sich ins Meer ergoss, ließ mich nach unten blicken.

Fische, Wasser, Moleküle, Atome, Elektronen, Energie, alles dies konnte ich mikroskopisch klar staunkopfschüttelnd sehen.

Glücklich und traurig war ich zugleich.

So schnell ich auch meinen Kopf drehwendete, nie gelang es mir, all die Bilder von vorne und hinten und oben und unten auf einmal zu fassen.

Und so weit, so hoch, so tief ich auch blickte, nichts konnte ich dauernd greiffassen.

Da wurde ich doch ziemlich böse. Ich fasste mir ein Herz und sprang beherzt in die Zeitwogen. Und als ich das Wasser mit kräftigem Armstoß zerteilte, war ich glücklich, war ich zufrieden.

Jetzt hatte ich mich wieder ins wässrige Zeitnetz gerettet.

Wer weiß, vielleicht lerne ich beim nächsten Ausflug auch noch zu tauchen, vielleicht auch zu fliegen.

Epilog

Wenn wir unsere Information nicht filtern, würden wir von ihr überflutet und handlungsunfähig. Wir können nur wenige Informationen denkerisch bearbeiten. Wahrscheinlich deshalb, weil wir auch wenig Handlungen gleichzeitig vollziehen können. Ein Jongleur verdient unsere Bewunderung, aber der denkt nicht mehr viel dabei, er hat seine Bewegungen überlernt, automatisiert.

Wenn wir gleichzeitig viel mehr denken und viel mehr Handlungen ausführen wollten, bräuchten wir noch zusätzlich 100 Arme und Beine; unpraktisch, unästhetisch, unmenschlich.

Der Spruch:

„In der Beschränkung zeigt sich der wahre Meister“,
ist auch heute noch „unbeschränkt“ gültig.

Die belebende Fragefalle

(in Hexametern zu lesen)

Die Schule, die Lehre, die Uni, den Doktor,
das alles, das habe ich spielend erreicht.
Und wie stark war ich im Willen und Geist,
doch ohne Erfahrung.

Und dann kam ich an, an den Ort meines Wirkens,
zum philosophisch Erlauchten.

Doch dann, kurze Zeit später,
passierte das terrible Malheur.

Schreibwerkeln blickte ich auf, zu meinen Lehrern,
zu dem Denken Geschulten.

Und beginne mit ihnen zu reden, ohne jegliches Arg:

„Mein Schreibstil ist manchmal erzählend.

Und was Lust'ges darf ich dann auch noch berichten.

Bin ich in Diskussionen verfangen und passt mir der Fakt nicht,
so biege' ich ihn um, aus lauter Lust an der Freud'.“

Und dann?

Ich redete weiter und weiter und weiter,

in, wie mir scheint, doch recht verständig, verständlichen Worten.

Und dann traf mich der nichtende „beckmessende“ Bannstrahl.

Sie, die eingeweihten, erdfernen, wolkenschwebenden Wortzirkelgenossen
erklären mir mit süffisant-arrogantem Wortfächeln und müde-ironischem Lächeln:

„Nun, bei Ihrem vorherig deduktiven Parlieren meinten Sie wohl, Ihr Stil sei zu narra-
tisch zum Diskutieren. Und Sie pflegen wohl, wie wir gehört, kognitive Disso-
nanzreduzierung zu praktizieren.“

Und ich?

Ich schleiche still heimlich beschämte von dannen.

Das Wissen der wirrschwebenden Denkköpfe, es hat mich fast erschlagen.

Immer noch klarlautsprechend, wanderte ich weiter und weiter.

Doch wo ich auch hinkam, es war immer dasselbe.

Immer wurde zu mir in Worten geredet, deren Sinn zwar simpel, manchmal einfach
sogar, doch deren Hülle phantastisch-bombastisch verziert.

Müde und erschöpft, da ich kein' Grund fand für das Warum des verschleierte Redens,
überkam mich befreiender Schlaf.

Und im Traum wurd' offenbart mir der Grund dieser seltsamen Sitte.

Und dann sprach zu mir ein maulheldiger Kopf die rätsellösenden Worte:

„Die verkleideten Worte sind für unsere Truppe sehr wichtig. So hör'n wir sofort, ob
der Fremdling ist einer von uns. Zudem wiederholen wir dann häufig dieselben um-
spinnen Worte. So fällt es sehr leicht zu parlieren, und wir brauchen beim Reden
nicht zu denken. Des weiteren kann ich, da mir das Wortspiel geläufig, über and're,
die's unterwürfig und fraglos bewundern, mühelos herrschen.“

Doch dann, kaum schweißgebadet erwacht, hatte ich den rettenden Einfall.
Heureka!

Ich hatte das Schwert für den Bauern und Bürger, um zu zerschlagen den gordischen Knoten des wuchernden Dickichts der Worte.

„Du sollst fragen“, so hieß die rettende Antwort.

Nur fragen? Das sollte es sein, der wortlichtende Anker?

Ja, das ist es!

Ja, fragen und immer wieder und weiter fragen.

Nach der Deutung der feinumspinnenen fremdartig Lautungeheuer.

Die Fragen, sie bringen den, der das Wortnetz huldvoll gnädig geneigt und leicht müde über die nickend und schlafenden Lauscher hinweg wirft, in die unentrinnbar zuschnappende Wortfalle.

Nun muss er zeigen, ob er weiß, was er redet, und so muss er zeigen, ob Geist in seinem Hause haust und Einkehr hält.

Und wir, die endlich und, Gott sei Dank, fragen, wir gehen von dannen als Gewinner für uns und für ihn. Für uns ist erfreulich, dass freundlich bohrendes Fragen den verhüllten Worten den Schleier entreißt. Für ihn ist's erfreulich, dass nun gut verständliche Wortwellen jetzt auch erreichen der Wissbegierigen Ohr.

So sind wir dann alle zufrieden.

Epilog

Privatsprachen sind häufig ein Schutzwall, um sich vor „bösen“ geistigen Fremdlingen zu schützen. Sie können somit ein Ausdruck einer gewissen sozialen Aggression sein. Häufig dienen diese Privatsprachen auch dazu, ein Identifizierungsmerkmal für die Gruppe darzustellen. Sie sind sozusagen ein sprachlicher „Stallgeruch“. Nur durch dauerndes Fragen kann dieser „Stallgeruch“ ausgelüftet und zum Verschwinden gebracht werden.

G

Grimmgähnende Einsamkeit

Die breitbeinige Langeweile

Zeit, sie schleppt sich auf und nieder,
in sich versinkend erscheint sie unendlich lange,
endlos leer,
ohne Sinn.
Sie verstreicht.
Und doch,
sie steht,
im Raum steht der Augenblick,
breitbeinig, mit verschränkten Armen
und ist nicht bereit zu weichen,
zu gehen.
Er bleibt drohend mit seiner Peitsche;
ein Folterknecht.
Und dann kommt seine Schwester,
die **Aufgabe**, mit leiszärtlichen Sohlen daher.
Gegen sie ist er machtlos,
bei ihr wird er,
der Grimmgähnende, still,
und er geht.

Epilog

Neben dem Verlust des Gedächtnisses fürchten die meisten älteren Menschen die Einsamkeit.

Im „Mittelalter“ sich bereits Aufgaben für das Alter bereitzulegen oder auch schon auszuführen, verhindert Einsamkeit, fördert Selbständigkeit und Kompetenz sowie Lebensqualität.

Übrigens:

In bezug auf Aufgaben treffen diese Ausführungen für jedes Lebensalter zu.

H Hunger

Der weit entfernte Hunger

Bettelnde Hände, offener Mund,
hohlwangige Backen, kein Herz da im Rund.

Rund um die Erde tönt Blechnapfenklang
Handlos und taubstumm der Gottesgesang.

Liebe und Worte, Liebe und Taten?
Das Leid ist weit weg, die Liebe verraten.

Und wir predigen Hass, um überhaupt was zu fühlen,
und schreien uns heiser, um den Motor zu kühlen.

Ein kleines Stück Brot nur, selbst hergegeben,
bringt die Glocke zum Schwingen, gibt zurück dir das Leben.

Epilog

Unsere Kirchengemeinde hat ein südindisches Patenkind.

Unser Patenkind.

Wir alle verfolgen seinen Weg,
seine Entwicklung mit Freude
und geben auch gerne.

Damit ändern wir sicher die Not der Welt nicht,
aber wir ändern das Kind,
und wir ändern uns.

Das ist doch auch schon was.

Das ist doch auch schon ganz schön.

Oder!?

Der Schoßhund der Dame

(in Hexametern zu lesen)

Morgens schon weckt ihn,
den Schoßhund, der Hunger
und treibt ihn zum Fressnapf.
Keuchend und schnaufend steht er,
der Fettwanst, davor.
Und er frisst und schläft,
und dann frisst er schon wieder.
Bis er eines Tages doch platzt
und in den Schoßhundehimmel entschwebet.
Von dort darf er,
er wurde zu Tode gefüttert,
die Welt des Hungers und Sattseins betrachten.

Darbend verderbendes Hungern
ist bei vielen Völkern und Rassen zu Hause.
Doch spiegelig, bizarrig Blendlicht
schwebt über der fruchttötend Einöd',
und es verhindert das Sehen
in die Ferne des Satttraumes und der Sattzeit.
Und kommt in die hungernde Einöd'
ein Wagen beladen mit Essen von außen,
verstärkt sich das lebende Blendlicht
für Gedanken, Worte und Taten.
So sitzen die Hungernden da und
werden gefüttert und hungern.
Und die fütternde Blendlampe, sie strahlet
umhüllend, ohne je schlafen zu gehen.
Und die augstärkenden Lampen, die neue
fruchtbare Pfade suchend beleuchten,
sie rosten dunkel und still vor sich hin.
Welch wahre, Welch hehre Gedanken
sind hier dem satten Gehirne entsprungen.
Und wir, die sie gefunden, sagen sie wieder und wieder
entzückt vor uns hin.

Doch der Hunger?!
Doch der Hunger ist da, und er bohret und bohret.
Und nur er ist's, an den sie denken und denken,
sobald sie geboren, und beginnen, darben zu leben.
und dem Blendlicht wächst seitwärts 'ne hilfreiche Hand,
und sie bedeckt voll Mitleid das schaurige Bild
des stillen Infernos.
Des stillen Infernos?
Ja, blick' nur mit Mut in das Antlitz des hungernden Bruders,
dann siehst du das, was ich meine.

Das vormals sehnsüchtig liebevoll blickende Auge,
es ist ohne Hoffnung, starrblickend gebrochen für immer.
Und der Hunger ist da und bohret und bohret.
Und was machen wir, wenn wir das Auge gesehen?!
Unendliche, unredliche Redekunstworte, seit ewig und immer
in Schulen und Kirchen, Vereinen, Parteien geübt,
sie fallen uns ein und machen das Herz zufrieden und ruhig.
Und dann?!
Dann spenden wir Geld.
Ja doch, aber ja nicht zuviel.
Denn wir wissen's ja alle und müssen's bedenken,
wie viel dieses Geldes bleibt hängen
in Büros, auf Konten der Großen,
den Gewinnlern des Hungers.
Ja, diese schönen ausredigen Worte
lassen uns schweben auf Wolken,
und das untadlige Licht der guten Tat,
es wärmt und umfließt uns,
und umwärmt und formt sich zum Heiligenscheine.
Und wir, die halbherzigen, halbgroßzügigen Spender,
wir sind dann zufrieden.

Ich hoff', dass der Scheinheiligenschein nicht
rutscht und rutschet
und beginnt, uns am Halse erbärmlich zu würgen.
Denn komisch:
Der Hunger ist immer noch da
und bohret und bohret.

PS: Den hungernden Bruder zu suchen, zu finden,
wo immer er sei,
ist nicht untersagt und auch heute noch möglich.

Epilog

Persönlich den Hunger, d.h. die Hungernden aufzusuchen,
persönlich eine Kleinigkeit dafür zu tun,
persönliche Freude dafür zu empfinden und zu bekommen,
das ist das Geheimnis des Mitleids.
Der schwülstige, aber dennoch wahre Spruch fasst dieses so zusammen:
„Die Freude, die du gibst, kehrt ins eigene Herz zurück.“

I Ich

Die tanzende Spiegelpupille

(in Hexametern zu lesen)

Ich schau mich an im Spiegel und denkfrag:
„Wer bin ich, der schauend ich bin?“
Schaudenkend bin ich mir selbst doppelt gewiss.
Doch doppeltzweifelnd im denkkreisenden Suchen,
immer noch seh' ich mit leicht flatterndem Blick
in die eigene Spiegelpupille.

Da! Was war das?
Ich seh' es nur unscharf verschwommen.
Die Spiegelpupille verwandelt die Form,
sie wird zum forschenden Sonn'strahl.
Und er betritt strahlend mein eig'nes Auginneres,
um mich endgültig für jetzt und immer und ewig
zu erforschen, zu ergründen, zu zerlegen.
Um mich zu entzaubern,
um mir mein Geheimnis zu stehlen.

Mühelos hüpfend bewegt sich der Sonn'strahl
zwischen Zellen, Geweben, Organen
und dringt immer tiefer und tiefer in mich hinein.
Und je tiefer er dringt,
desto mehr versteht und vergisst er.
Und grad' als er dabei ist,
den Schleier des letzten Fragegeheimnisses zu lüften,
sieht er, entdeckt er
den eigenen leuchtenden Sonn'strahl.

Er freut sich wie ein Kind,
das sein Spielzeug wieder gefunden.
Er tanzt um ihn rum,
ihn neckend, ihn streichelnd, ihn kitzelnd,
um ihn zu ermuntern, sich aus den Bett zu erheben.

Da!
Endlich geschafft.
Verdreht und verquirlt, engumschlungen,
so tanzen sie beide als blitzblinkerndes Sternchen
aus meiner Pupille hinaus.
Glückwünschend seh' ich ihm nach.

Dann kämm' ich mich weiter im Spiegel
und habe für heut' keine Fragen.

Epilog

Im Nachdenken über mich selbst freue ich mich
erkennend zu denken,
dass ich nachdenken kann.
Dieses Nachdenken, dieses Reflektieren
hat vorläufigen, nie endgültigen Charakter.

K

Koinzidenz

= Vereinigung von Gegensätzen

Der schreiende Acker

Auf dem Acker einher zu gehen
mit bloßen, mit hüpfenden Füßen,
und die Zehen wund, wund zu sehen,
kann manchmal das Leben versüßen.

Getretenes Erdreich,
es beugt sich sanftweich
und liebkost den Fuß mit Erdkrumen,
und es weiß,
trotz leicht stechender Schmerzen
im Grund seines sehnenen Herzens,
zwar zertritt der Fuß die alten Ähren und Blumen,
doch er lockert das Erdreich mit Macht,
und er gibt den verborgenen, tieffliegenden Samen
luftig triebkräftigen Saft.

Getretenes Land ist nun locker, bereit
zum fruchtbringenden Zauber des Samens.
Ja, obwohl's leissaftig noch schreit,
sendet's noch oben beim Amen.

Epilog

Das Leben als Zusammenprall, Zusammenfall und Vereinigung der Gegensätze.
Cusanus, ein Theologe des Mittelalters, hat diesen Gedanken mit dem lateinischen
Ausdruck „coincidentia oppositorum“ belegt.

Die ruhighektische Autokapsel

Ruhig, recht ruhig und geborgen saß ich in meiner Autokapsel
und fuhr so vor mich hin.

Eigentlich dümpelte ich mehr so vor mich hin.

Sicher, geborgen kam ich mir schon vor.

Und die Häuser, die Straßen, die Menschen,
alles zogflog zischend an mir vorbei.

Ich kam mir vor wie ein Segelschiff, das zischgischtspritzend die Wogen hüpfelnd
und hüpfspringend durchschneidet.

Den Fahrtwind auf den ruhigen Planken zu spüren,
war wunderschön und traumwiegend.

Und dann die Kajüte mit dem Tisch, der Bank und dem Kaffee,
dem duftbrodelnden Kaffee!!

Als ich mich in der Kajüte hinsetzte, machte ich eine leichte Schwimmbewegung.
Vielleicht?

Nein, eigentlich war ich mir ganz sicher,
ich hatte plötzlich wieder das Gefühl, ein Baby zu sein.

Ein kleines Baby, das in der warmen Badewanne planscht.

Das warmperlende Wasser, wie Seide,
der warmduftende Kaffee,

zu Haus', endlich daheim.

Nach diesen Gedankenfetzen war ich in der Kajüte
friedlich eingeschlummert.

Das Hupen, das schreckliche Hupen schreckte mich hoch.
Tatsächlich!

Fast, ja um ein Haar, wäre ich in meinem Auto eingeschlafen.

Wahrscheinlich ein einmaliges Ereignis,
zumindest für mich,

dachte ich leisschmunzelironisch lächelnd,
als ich den Parkplatz ansteuerte.

Doch schon wieder fing es an, in mir regend zu denken.

Innen in der Kapsel des Autos herrscht Ruhe,

doch draußen flutbrandet die Hektik vorbei. Und beides gehöret untrennbar zusammen.

Ruhe und Hektik,

Hektik und Ruhe in einem.

Jetzt riss ich mich aber endgültig zusammen
und beschloss, für 10 Minuten ein Nickerchen zu machen.

10 Minuten mich der Ruhe hinzugeben.

Kurz, ganz kurz vor dem Einschlafen erinnerte ich mich,
gestern gelesen zu haben:

„Wenn man schläft, ist der Stoffwechsel im Gehirn höher.“

Ruhe und Hektik,

Hektik und Ruhe in einem.

Und während ich schlief
übrigens tatsächlich nur 10 Minuten,
träumte ich hektisch und wild.
Und wie immer war ich nach 10 Minuten wach.
Und wie immer war ich nach 10 Minuten Schlaf frisch und munter
für die weitere Reise.

Epilog

(siehe S. 55; Epilog: Der schreiende Acker)

Der unendlich verfeinerte Geschmack

Lust am Essen,
Lust am Schwelgen,
Lust am Fressen,
Lust am Welken

Immer besser,
immer feiner,
immer schöner,
immer reiner.

Appetitlich Genießer,
Ätherisch Verzückter,
Wolkenschwebtränenfreudevergießer,
goutierend entrückter Verrückter.

Genieß', ja, voll,
doch nicht mehr,
immer mehr, toll!
Und dies höchstens im Kopf.

Und Du?
Du findest dich nicht mehr.

Schmeckenrückt verlass ich heißluftballonig den Boden,
möcht' alles, was riechet und schmecket,
für mich auf ewig besitzen.
Oh! Kein Stein drückt den Schmeckschuh.

Doch plötzlich, ein Löchlein!
Und?
Der Schmeckballon platzt.
Auf die Erde gefallen, find' ich mich nicht.
Schritt für Schritt muss ich's schmeckgehen,
auf Erden mühsam aufs neue erlernen.

Epilog

Überzogener, dauernder Genuss verhindert Genuss.
Wir können Freude nur empfinden, wenn wir auch zur Trauer fähig sind und sie erlebt haben. Dies beidpolige Erfassen der Gegensätze nannten die alten Griechen und Römer „gesundes Lebensmuster“.

Diese Lebensmuster waren nicht konkret fassbar wie ein Stein, wie ein Baum oder ein Apfel.

Es waren gedankliche Überlegungen, denen Handlungen folgten.

Sie führten 6 Lebensmuster auf und bezeichneten sie als „nicht konkrete Dinge“ oder in lateinischer Sprache „res non naturales“.

Sie betrafen das gesunde beidpolige Verhältnis zu

Licht und Luft,

Schlafen und Wachen,

Essen und Trinken,

Ruhe und Bewegung,

Ausscheidungen (z.B. regelmäßiger Stuhlgang)

Gemütsbewegungen.

L Laufend Konflikte Laufend Frustrationen

Der vergessene Schreibblock

Vorlesung vorbei, Besprechung vorbei.
Frei für heute.
Oh, so hätte ich noch Zeit,
nach Uringen mit dem IC zu fahren,
um eine Vorbesprechung wegen unseres
neuen Buches zu führen.

Am Bahnhof.
Noch 3 Minuten bis zur Abfahrt.
Alle rennen zum Zug, nur ich nicht.
Warum nicht?
Meinen Schreibblock mit meinen
privaten Gedanken und Gedichten
hatte ich im Vorlesungsraum vergessen.
Aber ich wusste es nicht ganz genau,
wo ich ihn hingelegt hatte.

Eigentlich bräuchte ich nicht zurückzugehen.
Eigentlich könnte man mir den Block
per Expreß nachschicken,
dachte ich.
Denn in den Zug stieg
eine recht attraktive Kollegin ein.
Eine Minute schwankte ich.
Das war eine recht lange Zeit für mich.
Die Zeit blieb gleichsam stehen,
und als ich auf die Bahnhofsuhr schaute,
war sie ebenfalls stehengeblieben.

Alles stand still.
Plötzlich diese Stille.
Unheimlich und schön,
unheimlich schön,
schön unheimlich.
Da entschloss ich mich zu bleiben.
Die Uhr sprang um mehr als 5 Minuten vor.
Der IC-Zug war schon abgefahren
Die Fahrpläne wurden
aus den Schaukästen entfernt.
Da kam ein Amerikaner, ein Fremder, daher.

Hoffentlich hat er nicht Aids,
dachte ich.
Aber er sah harmlos aus,
man kann aber nie wissen.
Er fragte mich nach einem Zug nach Mehringen.
Der Stationsvorsteher gab bereitwillig Auskunft.
Zwei Stationen nach Freiburg lag der Ort.
Wir fuhren zusammen,
doch vorher holten wir noch zusammen
den Schreibblock aus der Vorlesung.
Dann erreichten wir den übernächsten Zug.
Wir wollten zwar heute noch
nach Mehringen und Uhringen.
Aber es eilte uns nicht.

Epilog

Der Esel steht zwischen einem linken und einem rechten Heuhaufen.
Beide duften gleich stark, gleich anziehend.
Welchem Heuhaufen wird er sich zuwenden?
Er zögert.
Dann geht er auf den linken Heuhaufen zu und frisst ihn auf.
Warum auf den linken Heuhaufen?
Der Esel war halt „Linksfüßer“.
Hätte er sich für keinen Heuhaufen entschieden, wäre er ja verhungert.
Diese Situationen sind typisch für den sog.
Annäherungs- Annäherungskonflikt.
Zwei Dinge sind gleich bedeutsam für uns.
Wir müssen uns aber für eine Möglichkeit entscheiden.
Haben wir uns entschieden, das hängt häufig von kleinsten Zufälligkeiten ab,
kommt oft ein Gefühl der Erleichterung über uns.

Die gefallene Vase

Aufmerksam äugend, seh' ich die Vasen.
Rechts und links stehen sie
auf braunrötlich sich anschmiegendem Sandstein.
Himmelwärts räkeln und strecken sie sich,
gold-bläulich schimmernd im Aug' und im Spiegel.
Das Aug' ist verzückt und beschwingt durch die
tontropfen-taufrische jungfräuliche Schönheit der Vasen.
Das Aug', es möcht' sich entscheiden für eine.
Und dann?
Und dann, die eine ganz erfassend, umfassend genießen, betrachten,
um sie dann ganz eigen zu nennen.
Doch die Vasen, sie sind gleich zärtlich und schön.
Das Auge wird unruhig und flattrig.
Wanderer zwischen gleich schönen Welten.
Bald wird das Auge zerbrechen, zerbersten
und verlieren die Kraft und die Macht des Entscheidens.
Traurig schwebend voll Entzücken,
fürchtet das Aug' verdurstend, verhungert in der Mitte
zwischen den Vasen gefangen zu werden.

Ein Windhauch, er bringt eine der Vasen zu Fall.
Das schwebende Aug' ist erlöset.

Epilog

(siehe S. 61; Epilog: Der vergessene Schreibblock)

Die müden Augenlider

Morgen!

Ja, morgen ist's schon wieder.

Der Wecker hackt mir wie eine Guillotine den Traum ab.

Ich schließe sie wieder, die müden Augenlider.

Doch jetzt ist's Liegen schon recht komisch.

Vorher war nichts,

und ich träumte von der gleitenden Zeitwolke,

und ich war tief und warm eingebettet in ihr.

Mit ihr überflog ich die Erde, das Meer und die Flüsse.

Und jetzt war ich, der Zeitwolkenreiter,

brutal mit dem Weckerberg zusammengestoßen.

Die Zeitwolke regnete sich ab,

und ich fiel in den Zeitfluss.

Dann wurde ich wachgerüttelt vom Scheppern des Weckers.

Ich schlief gleich wieder ein

und träumte den Traum weiter.

Also, ich fiel in den Zeitfluss

und schwamm mit den Kopf unter Wasser.

Von Zeit zu Zeit tauchte ich auf, um Luft zu holen.

In diesem Augenblick wachte ich kurz auf,

schielte auf die Uhr.

Gott sei Dank, noch 3 ½ Minuten bis zum Aufstehen.

Dann schlief ich traumschwimmend wieder ein.

Doch dann sprang ich plötzlich aus den Bett.

Warum?

Im Fluss, den Kopf unter Wasser, rief mir

doch ein Karpfen die beleidigenden Worte zu:

„Du alter Traumvegetierer“.

Ich, ich hatte doch einen starken Willen.

So etwas hatte noch keiner gewagt, zu mir zu sagen.

Ich sprang, wie gesagt, plötzlich aus den Bett

und riss die Augen auf.

Doch sie klappten mir wieder zu.

Und so beschloss ich,

im Dunkeln zu frühstücken.

Epilog

Eine Person, die jemand haßt, die jemand umbringen könnte, sitzt in seinem wunderschönen, neuen, über alles geliebten Auto auf einer Bergklippe.

Gibt er dem Auto einen Stoß, verliert er es.

Gibt er ihm keinen Stoß, bleibt ihm die Person erhalten.

Diese Situation beschreibt einen sog. Annäherungs- Vermeidungskonflikt.

Die lockende Bergklipp'

(in Hexametern zu lesen)

Die Bergklipp' ragt schön, gewaltig und mächtig
ins nimmerendende Blau des sonnendurchfluteten
Himmels.

Und ich stehe freudzitternd auf ihr
und lass die Gedanken lustschwebend enteilen.

Wie wär's, ja, wie wär's, von der Bergklipp'
zum Tal wie ein Vogel zu gleiten im Flug?
Und sieh da, das Flugbein, es zuckt schon
leicht vorwärts.

Und als ich, nach rückwärts mich sichernd,
die Bergklipp' verlasse,
um auf sicherem Bergpfad nach abwärts zu steigen,
ist's zitternd Gefühl des Schwebhüpfens
noch immer in mir.

Und morgen, ja morgen, da komme ich wieder,
um zitterbebfreudig in den luftleichten Abgrund
zu schauen.

Epilog

(siehe S. 63; Epilog: Die müden Augenlider)

Der einbeinige Seiltänzer

(in Hexametern zu lesen)

Einbeinig wippt er am Rande des Seiles,
um,
ja, um das Gefühl des nichtenden Sturzes
im Kopf scheinbar dröhntönend zu hören.
Ton des neuerworbenen Lebens,
Ton des neugeschenkten Lebens,
Ton des immerwährenden neuen Beginns,
Ton des immer, des Neuwerdens aus genichteter, nichtiger Angst.

Und die Augen und Ohren des Seiltänzers saugen gierig
alle Tonkugeln der beifallspendenden Zuschauer auf,
und die Augen und Ohren, sie wuchern dinosaurierhaft,
und sie sind fledermausähnlich auglauschend gespitzt,
um alles was schwanklebet, zu hören, zu sehen, zu erhaschen,
um aufzusaugen in sich.

Das zufällig' Bewegen der zuschauenden Hände
wird es als erhebende Geste, als „Standing Ovation“ gedeutet,
um aufzusaugen in sich
das zufällig beifallähnliche Zwinkern
vom aufmerksam folgenden Auge?

Um das Seil herum tut sich auf ein spiegelnder Trichter,
aus dem Töne laut und andauernd
eigene Lobesspiegelgesänge verkünden.
Und die tänzelnden Abgrundschriffe werden
immer und immer wieder suchtbeifallhechelnd gewagt.

Die Sonne bescheint das ölschmierige Kindseil voll Liebe
und läßt es sicher zum festgrundigen Brette auslaufen.

Epilog

(Siehe S. 63; Epilog: Die müden Augenlider)

Der Felsenreiter

(in Hexametern zu lesen)

Der traurig weiße Reiter wählt den Weg zur Linken,
das vergeblich schmerzhaft unglücklich Bemühen
des rechten und linken Weges
wohlahnend,
hinter der sanften Biegung
verläuft auf der Klipp' ins Leere der Pfad.
Schaudernd, das tosende Wasser bemerkend,
springt voll Bedacht er
in die verschlingend, umschlingend, bewahrend
tosenden Fluten,
er, der traurigweiße, der das Nichts erahnende Reiter.

Wirblige, windige Drachenblutwogen
umfassen, empfangen den weißen Denker.
Nachtmeerige Gedanken lassen ihn fallen
in tiefen, erhebenden, quicklichen Schlaf.
Erwachend findet er sich auf höherem Pfade wieder,
mit höheren Klippen und tieferschwarzgründiger Flut,
nach rechts sich wendend,
ereilte ihn, den bangenden, höhenringenden Reiter
das nämliche Schicksal.

Zerschunden, verletzt aber lebend,
wird nach entsetzlicher Nacht voller Qual
und todesringendem Kampf
mit der stickigen, giftigen, alles umfließenden Qualle,
der pegasische Reiter glücklich in andere Länder
im warmen Windhauch geleitet.
Traurig sieht er, am Wegrand verdurstet,
die toten Gefährten der Fahrt,
die den Sprung von der Klippe nicht wagten.

Epilog

An meinem Arbeitsplatz betreibt sie, die Büroclique, „Mobbing“ gegen mich.
Zu Hause erwarten mich Schläge von einem verdreckten Säufer, meinem Mann.
Diese Situation ist typisch für einen Vermeidungs- Vermeidungskonflikt.
Es ist die klassische Situation des altgriechischen Dramas.
Was immer auch der Held tut, wie immer auch er sich entscheidet, die Entscheidung
wird falsch sein.
Er muss sich aber trotzdem entscheiden, um den unerträglichen Schwebezustand,
trotz neuem Leid, zu beenden.

Der träumende Skikünstler

Was gab es nicht alles zu erzählen.

Egon erzählte vom Skifahren, von seinen Skifahrkünsten, seinen Erlebnissen.

Als Kind hatten ihm seine Eltern das Skifahren ermöglicht.

So war es ihm ein Leichtes, frühzeitig den Parallelschwung zu üben, wedeln zu lernen, Snow board zu fahren.

Philipp hörte mit offenem Mund zu.

Toll!

Er hatte erst letztes Jahr einen Skikurs besucht.

Es lächelte in ihn hinein, als er, fast um Verzeihung wegen einer solchen Erzählbarkeit bittend, loskicherte:

„Leider gibt es kein Worldcuprennen im Geradeaus-Schneeflugfahren.

Dann hätte ich sicher Aussicht auf einen der ersten Plätze.“

Dann prustete es in ihm einfach los, und er klopfte sich quietschlachend auf die Schenkel.

„Na gut!

Übung wird auch bei dir den Meister machen.“ Egon konnte sich irgendwie über den Witz von Philipp nicht mitamüsieren. Er war ihm direkt peinlich.

Am nächsten Morgen schaute Philipp bei Egon vorbei:

„Komm, ich spendier' dir eine Fahrt auf das Innsbrucker Hafelekaar und die Kanonenabfahrt. Ich will dich gerne auf Video bannen. Das ist das einzige, was ich da oben kann,“ stotterlächelte Philipp.

„Nein, tut mir leid, da komm' ich nicht mit.

Das Kanonenrohr ist was für primitive Raser und nicht für Künstler.

Und zudem, ich habe Kopfschmerzen“, polterte Egon widerspruchsnichtend los.

Epilog

Egon konnte skifahren.

Aber sicher nicht besser als Philipp.

Er hatte sich über seine Skifahrkünste eine Scheinwirklichkeit, eine virtuelle Realität, aufgebaut. Er sah sich als idealen Skifahrer, als Künstler. Dies war ein brüchiges Idealselbst.

Doch unvermittelt kam die Stunde der Wahrheit.

Der Unterschied zwischen seinem wahren und seinem verkündeten Können wäre misstönlich - dissonant - offenbar geworden.

Um seinen Schein zu wahren, seine Scheinwelt zu retten, sein Idealselbst zu bewahren, musste er sich geistig (kognitiv) anstrengen, ein Ausrede erfinden. Danach waren die Misstöne vermindert (reduziert). Diesen Ausredemechanismus, der gestattet, sein Idealselbst, seine virtuelle Realität aufrecht zu erhalten, nennt man auch „kognitive Dissonanzreduzierung“. Es ist ein häufig angewandter, jedoch untauglicher Konfliktlösungsmechanismus.

M **Manche Krankheiten**

Der müdwache Schläfer

Morgens,
morgens ist's immer dasselbe.
Aufstehen - gähnen, waschen - gähnen, frühstücken - gähnen,
ins Geschäft gehen - gähnen.
Jeder bessere Kitschroman verzichtet heute dankend auf die Darstellung dieses morgendlichen Ablaufs. Ihr Roman wäre von vornherein ein Flop, „'ne tote Hose“.

Aber ich, die romanlose Kitschfigur, ich war echt, ich war vorhanden, mich gab es wirklich.

Wie hasste ich meine Tagflops, sinnlos, so sinnlos dieses ewige Gleiche.
Schlafen, nur schlafen, nicht denken, nichts denken, nur fühlen, genießen, wie ist das schön!

Jeden Morgen kommen mir diese Gedanken vorm Aufstehen.

Dann schlepp' ich mich müd' über den Tag hin zum Abend.

Immer bin ich eifrig bedacht, jede Möglichkeit zum Ausruhen gut zu nutzen.

Immer hab' ich die gleichen schläfrig entspannten Gesichtszüge, die entspannt schlaffe Haltung.

Ja, es ist wahr, ich schlafe im Wachen.

So räche ich mich auf meine Weise an der sinnlosen Wachheit.

Und nachts?

Die Decke anstarrend, denk' ich dumpfbrütend angstvoll verkrampft an den sinnlos hektischen Morgen.

Und so wachträume ich dem müdschlaffen Aufstehn entgegen.

Epilog

Als Abulie wird ein Zustand bezeichnet, der sich durch ausgeprägte Willenlosigkeit auszeichnet.

Schreib mal wieder!

Schreiben, das ist so eine Sache.

Eine vertrackte, eine verdammt mühsame Sache ist das.

Ja, am Morgen und am Abend da habe ich so viele Gedanken, die es wert wären, in worttönerne Vasen gebannt zu werden.

Aber ich bin tagmüde. Ich bin's ungewohnt.

Der Bleistift liegt wie ein Fremdling in meinen Händen. Dann lauf' ich umher, um die noch unscharfen Ideen zu fangen und in Worte zu meißeln.

Da, verdammt noch mal, stolpere ich und stürze der Länge nach hin auf die Straße.

Und so ein kleiner, harmloser Stein schlägt mir ein Loch in meine Schädeldecke.

Eine Spinne wird von dem süßwarmen Blut angelockt. Sie schlüpft doch das Loch in mein Gehirn und fängt an meinen Nervenfäden wie an einer Geige zu zupfen.

Berauscht vom Bild, zupft und zupft und zupft sie selbstvergessen vor sich hin.

Und was machen dann meine Hände?

Erst zucken die Hände holprig, tapsig, mühsam. Doch dann kommt harmonischer Rhythmus in sie.

Und sie beginnen zu schreiben, zu schreiben, zu schreiben.

Und im Denkschreiben fliegen die Blätter ins Geäst der Pappeln, der Birken, der Eichen. Und der Blattwald wird heimelig, wird dichter.

Ein Dichthaus, ein Schreibhaus entsteht, in dem ich vor Zufallsstürmen geschützt.

Und die Spinne, sie zieht sich heimlich zurück.

Doch die Schreibfeder gleitet weiter wellenförmig über das Leerblatt wie ein Schiff, das nach langer Irrfahrt sein Ziel hat geortet und sicher dem Hafen zugeleitet.

Und die Spinne durchzieht heimlich das Schreibhaus. Sie zieht vom Kopf zum Fenster, zur Tür, zur Wand, immer dichter werden die Goldfäden, bis dass das Haus, die Spinne und ich sind eins geworden.

Und wir öffnen das Dach und schreibspinnen weiter und hoffen, dass die Blätter auf den Wiesen, auf den Bergen beim Landen die duftenden Blumen zart streicheln.

Epilog

Fast jeder, der in seinem Leben etwas Besonderes, etwas Anstrengendes geschrieben hat, kennt den beschriebenen Zustand der kurzfristigen Willenlosigkeit, der Schreibabulie.

Man fängt nicht an zu schreiben, man ist für jeden störenden Besuch, für jedes störende Telefongespräch unendlich dankbar. Man kann sich lustvoll für kurze Zeit in einen hektischen Stillstand hineingeben, z.B. telefonieren.

Doch dann, wenn alles nichts mehr nützt, setzt man sich hin, starrt das weiße Blatt an und hat das Gefühl einer Krankheit in sich.

Der Krankheit des weißen Blattes oder „Morbus“ weißes Blatt.

Dann beginnt man zu schreiben.

Und das, was ein Dichter des 19. Jahrhunderts so treffend beschrieben hat, wird dann immer wieder Wirklichkeit, nämlich

„Das allmähliche Formen der Gedanken beim Sprechen und Schreiben.“.

Das halbvolle Fernsehflugzeug

Langweilig wie immer war die Sendung im Fernsehen.
Ich döste zeitentbunden, zeitnichtend vor mich hin.
Doch dann eine Unterbrechung,
eine Sondermeldung.
Ein Flugzeug war abgestürzt.
Gott sei Dank!
Es war nur halbvoll.
Gott sei Dank!
Es war kein Deutscher darunter.
Nach kurzem Kopfschütteltrauern
döste ich wieder zeitentbunden, zeitnichtend,
fernsehfriedhofsriedlich vor mich hin.
Da, schon wieder,
schon wieder eine Sondermeldung!
Noch ein Flugzeug war abgestürzt.
Voll mit Passagieren,
und alles Deutsche.
Schrecklich!
Mit langem Kopfschütteltrauern und tiefer innerer
Anteilnahme sog ich die Nachricht auf.
Schrecklich!
Die armen deutschen Familien, die heute Abend ohne
Vater, ohne Mutter oder - nicht auszudenken -
ohne beide dastehen,
auf Dauer.
Leise neugierheulte ich voll sehr kurzer Verzweiflung vor mich hin.
Doch allmählich langweilten mich die Schreckensnachrichten.
Dann legte ich ein Videoband ein.
Vielleicht war der Abend doch noch zu retten, dachte ich.
Vielleicht sollte ich überhaupt abends auf Video umsteigen, dachte ich dösfriedlich,
bevor ich endgültig vor dem Fernseher einnickte.

Epilog

Die dauernde Beschäftigung mit emotionsfreiem Material, z.B. Computer, oder die dauernde Berieselung mit emotionsbeladenen Material kann einen seelischen Zustand auslösen, den man das Gefühl der Gefühllosigkeit - Alexithymie - nennt. Oft, aber nicht immer, ist ein mäßiger Leidensdruck vorhanden.

Lahme Gedanken

Langsam schreite ich dahin,
vieles habe ich im Sinn,
doch die Schaffheit läßt nicht los.
Was ist los?
Was ist los?
Lahme Gedanken.

Lang, lang ist's her,
dass kein verzweifelter, zweifelnder Gedanke mich anfocht.
Lang, lang ist's her,
dass verzweifelnde Gedanken ich mit freudigem
„Hallo, wie geht's?“,
empfang.
Lang, lang ist's her,
dass die drückenden Fragezeichen
Antwort forderten und erhielten.

Jetzt sind sie da,
die zweifelnden verzweifelnd hoffnungslos
kreisförmigen Ich-Ich-Gedanken.
Sie fallen bereits als grüne Frucht vom Stamme
in die morastige Erde.
Moorige Stille ist des Sumpfgeländes eigene Sprache.
Manchmal fallen die Grünfrüchte auch auf kreisende Töpferscheiben.
Die Töpferscheiben, die sich
mit kreisendem Klang dauernd drehen,
handlos bleiben die drehenden Töpferscheibengedanken
als Lehmklumpen liegen,
in sich bergend die Macht, zur Vase zu werden.
Doch ohne die mühsam gestaltende Kraft der Finger
blieben sie liegen und liegen.
Doch, oh Wunder!
Die Lehmklumpenblume beginnt am nächsten Morgen zu blühen.
Die Hände kommen zurück, um zu tasten,
zu riechen, zu fühlen, zu werkeln.

Epilog

Eine Depression ist im Grunde eine Trauer um nicht gelebtes Leben.

Hirnblutung: Na und?

„Frau Nego, 67 Jahre, Hirnblutung,
rechte Körperseite noch teilgelähmt,
kann aber schon leidlich gehen und greifen.
Das Kurzzeitgedächtnis ist dringend behandlungsbedürftig. ...“

Normale tagtägliche Wortgemische.
Die Wortfetzen werde ich,
Fachmann, Professor, Arzt für diese Erkrankung,
auf einer Wäscheleine zum Trocknen aufhängen
und herunternehmen
und zusammen mit Frau Nego daraus
ein wärmendes Kleid schneiden,
mit dem sie sich zeigen kann,
mit dem sie sich und in dem sie sich wohlfühlt.
Diese und ähnliche Vorstellungen hatte ich immer kurz
vor dem Betreten des Untersuchungs-
und Behandlungszimmers.
Langsamer,
ja, ich ging langsamer,
wie immer, um das Bild aufsaugend zu genießen.
Diese Sekunden kurz vor dem Öffnen der Tür,
diese Sekunden des wärmelnden Gedankens,
helfen zu dürfen und zu wollen,
vermischt mit dem „Kleinallmachtsgefühl“,
helfen zu können,
waren Stunden, Tage, Monate, Jahre,
sie waren alles das für mich,
was ich mir erwünschte, ersehnte.
In dieser Zeit, während ich mich drei Schritte
in Richtung Tür zögernd bewegte,
schwebgleitete ich über den Boden dahin,
mit mir,
mit der Welt,
mit dem Patienten,
mit dem Menschen,
mit allem und jedem
rundum zufrieden.
Alles verschmolz mit allem,
und ich war der Schmelztiegel, das Feuer zugleich.

Doch drei, nicht eine Patientin, saßen im Zimmer.
Die Patientin, die Mutter, ruhig in sich ruhend,
das Gesicht freundlich, schüchtern, liebenswert.

Die Töchter aufrecht,
senkrecht sitzend,
hochgezogene Augenbrauen,
weit geöffneten Augen,
bereits zum stummen Sprechen ansetzende,
bereite, breite, leicht geöffnete Lippen.
Wie zwei Raketen vor dem Start,
schoss es mir durch den Kopf.
Freundlich, nicklächelnd setzte ich mich.
Die Vorgeschichte der Patientin versuchte ich zu erfahren.
Ich erfuhr sie von den Töchtern.
Die Symptome der Patientin?
Ich erfuhr sie von den Töchtern.
Traurig amüsiert sah und hörte ich dem
wasserfallartigen Redeschwall zu,
der sich über mich ergoss.
Gleichzeitig hatte ich das Gefühl, dass sich die Töchter
zu Luftballons verformten,
größer und größer wurden,
und in Sekundenschnelle füllten sie den ganzen Raum aus,
und sie erzählten, berichteten, urteilten, verurteilten.
Sie erzählten sehr kurz von der Mutter,
sie erzählten sehr lang von sich und dauernd von dem Vater.
82 Jahre war er,
tyrannisch, entmündigend, entwürdigend,
mit der Enterbung dauernd drohend,
bestimmend,
alles an sich ziehend.
Wenn die Mutter lebensgefährlich erkrankt war,
waren seine Symptome noch bedrohlicher,
noch schlimmer,
noch todesnäher,
nur um ja keinen Mitleidsbrosamen
von seinem reich gedeckten Herrschaftstische,
Bestimmungstisch, Neurosetisch auf die Mutter,
wenn auch nur zufällig, fallen zu lassen.
Und geifernd schwallschwappten sie
und gossen sie die breiige Redemasse über mir aus.
Sturmflutartig hüllten mich ihre Haßworte ein,
und weiter ging es im Redegalopp.
„Ich habe es geschafft, mich scheiden zu lassen!
Du noch nicht!“, und der Finger der einen Tochter
bohrte sich zischglühend durch das Kleid
in der Brustwarze der anderen Tochter fest.
„Halt!“, schreitrommelte ich,
„Sie haben ihre Mutter nicht beachtet.“
Sie ist für Sie gar nicht mehr im Raum, obwohl sie dasitzt,
friedlich, freundlich, still.

Sie beide wurden in ihrem geifernden Gespräch
über den Vater zum Vater.
Sie machten genau das mit der Mutter,
was auch der Vater mit der Mutter gemacht hat.
Sie vergaßen sie ganz einfach,
weil ihre Problemchen für sie beide wichtiger waren.

Jetzt war ich zufrieden,
jetzt werden sie bestimmt anfangen zu denkfliegen und sagen:
„Das sind wir, das waren wir, das werden wir sein.
Kommt lasst uns den Ballast abwerfen.“
Aber nein!
Sie riefen:
„Genau, genau, das ist es!“, und tauchten
in Augenblickschnelle mit glühenden Augen,
mit stoßenden Fingern in ihren Redemorast ein,
um zu blubbern, zu stinken, zu blubbern.
Und wenn meine Sekretärin, meine verständnisvolle Sekretärin,
mich nicht zu einem Notfall gerufen hätte, um ihnen die Luft abzustellen,
dann redeblubberten sie heute noch,
noch,
noch,
noch.

Epilog

Extreme Egozentriker verlassen ihre zugemauerte Höhle auch dann nicht,
wenn man ihnen zuruft, dass die Welt im Sterben liegt.
Auch dann nicht, wenn man ihre Höhle einreißt.
Sie sind höchstens für Millisekunden geblendet,
bedanken sich für das Licht, mit dessen Hilfe sie die Ziegelsteine
ihrer Höhle wieder neu, noch undurchdringlicher aufschichten.

Der römische Innenhof

Angefangen?

Eigentlich weiß ich nicht mehr ganz genau,
wann es angefangen hat.

Irgendwann in der Herbst- Winterzeit fühlte ich mich
kuschlig warm-wohlig zu Hause.

Ein ungewohntes, eigenartiges,
bequem, schön umhüllendes Gefühl.

Recht ungewohnt,
weil ich, der interessiert umtriebiger-unstet Neugieriger,
ein Haus-Hof-Heim-Nestflüchter war.

Recht wohlig fühlte ich mich jetzt,
weil ich umsorgt, gehegt wurde.

Nichts zu machen, nichts zu tun brauchte,
einfach dasein,

sitzen,

fernsehen,

Zeitung lesen,

Zeitung blättern,

ins Bett gehen,

ruhen,

schlafen, entspannen,

zu nichts mehr aufrufen müssen.

Wie gesagt, anfänglich genoss ich das,
genossen wir das alle.

Aber, wie gesagt,
ganz allmählich kam ich mir vor wie eine
am Dünensand gestrandete Qualle.

Sie,

sie ist nicht da, wo sie hingehört.

Sie ist nicht in ihrem Element.

Sie ist am Strand.

Dort wird sie breit, flach,
zerfließt.

Und am nächsten Morgen?

Am nächsten Morgen ist sie eingetrocknet,
vertrocknet,

verschwunden im Sand.

Ich kam mir selbst verändert vor.

Ich raffte mich auf,

doch nur kurz,

immer kürzer,

immer erschöpfter,

und dann kam das Zittern.

Die Diagnose nahm ich nickend zur Kenntnis.

Sie bestätigte nur, was ich schon lange fühlte.

Ich hatte die Parkinson'sche Krankheit.

Jugendliche Verlaufsform,
eine besonders schnell und therapeutisch
kaum beeinflussbare Variante.

Die Jahre zogen sich hin wie Honig,
zäh, klebrig, langsam.
An meinem vierzigsten Geburtstag hatte ich
das leibhaftig wirkliche Gefühl,
meinen hundertsten Geburtstag zu feiern.
Ansprache, Glückwünsche, Geschenke.
Langsam, unendlich zitterlangsam
aß ich, trank ich, sprach ich, lachte ich.
Wenn nur das Denken, das verdammte Denken,
sich meinem Körper anpassen würde.
Aber es war schneller,
es ratterte, dampfte, schnaufte,
ja, schnaubte manchmal dahin wie ein Eilzug.

Aber dieses schnellflüchtige dampfratternde Denken
sah keiner.
Keiner konnte es sehen.
Wochen, Monate, Jahre
kam ich mir vor wie in einem Gefängnis,
bei lebendigem Leibe eingemauert.
Aber langsam mit den Jahren
war ich eins geworden
mit diesen Händen, Füßen,
mit diesem Kopf,
mit diesem Mund,
mit dieser Zunge.
Dann fühlte ich mich,
wenn ich zittrig in der Sonne saß,
wie ein römischer Innenhof.

Außer mir konnte keiner
die herrlich-duftenden Lilien,
Astern, Rosen meines Denkgartens
sehen, bewundern.
Außer wenn jemand mühsam,
unendlich langsam und mühsam,
die Mauer, die hohe Mauer dieses Hauses,
übersteigen würde.

Ich warte schon lange,
ich warte schon immer,
ich warte noch immer!

Epilog

Wahrnehmung, Denken und Handeln sind normalerweise eng gekoppelt. Leidet die motorische Komponente, wie bei der Schüttellähmung, dem Morbus Parkinson, Schaden, so klaffen die Komponenten Wahrnehmen, Denken einerseits und Handeln andererseits weit auseinander. Darauf sich einzustellen, einzulassen, ist eine enorme geistige Herausforderung für den Betroffenen und für die menschliche Umwelt.

Schlaganfall: Sonst nichts?! oder das blitzende Wort

Unvermittelt, unvorbereitet traf mich die Lähmung.
Abends,
abends als ich heimkam, lachte mich meine Frau an
und sagte:
„Georg, du machst ja ein ganz schiefes Gesicht,
gerade so, wie eine unserer fratzenhaften Fasnachtsmasken.“
Morgens,
morgens beim Erwachen waren das rechte Bein
und der rechte Arm unbeweglich.
Als ich den Mund aufmachte, kam kein Laut heraus.
Ich spürte nur, wie die Lippen, vom Luftstrom getrieben,
sich traurig hin- und herbewegten,
traurig hin- und herpendelten.
Als ich die Augen schloss, sah ich im Traum die Buchstaben,
die Worte, die Sätze, von der Sonne blitzend angestrahlt,
in den Denksee fallen.
Doch keine Welle, kein Windlein war zu sehen.
Alles ruhte friedlich, friedhofstill-tödlich.
Wie ich ihn hasste, den trägruhigen See.
Er kam mir vor wie das unersättlichste Ungeheuer,
das je die Welt bevölkert hatte.
Es fraß und fraß und fraß,
und es rülpste nicht einmal.

Ich riß die Augen verzweifelt wieder auf,
um nicht ganz von ihm gefressen zu werden.
Und ich starrte verzweifelt in zwei forschende Augen,
die von einem weißen Kittel umrahmt waren.
Schlaganfall!
Dieses Wort wurde von der Weißjacke
wie ein Pfeil zu mir herüber geschleudert.
Es fiel wie ein Orkan in den See
und trieb die Denkschiffe
zu gischtschäumender Fahrt an.
Schlaganfall!
Dieses Wort kreiste und kreiste in meinem Kopf,
und mein Puls,
er ging immer schneller, er raste.
Viele Ärzte, Schwestern, Pfleger,
Verwandte kamen vorbei
und sagten noch vieles.
Und ich verstand es, und verstand es doch nicht.
Sie sagten freundlich lächelnd:
„Mark, deinem Sohn geht es gut.“

Der Satz, er war da,
er war jetzt da, im Moment da.
Ich verstand ihn, verstand ihn, begriff ihn solange,
wie man braucht, um eine Lampe anzuknippen.
Dann wurde die Lampe wieder ausgeknipst,
und der Satz war verschwunden, versunken.
Ich fühlte mich wie ein verhänselter Nachtwächter,
dem man vor seinen Augen die Lampen,
für die er ausschließlich zuständig war,
nach Belieben an- und ausknipste.
Dann ratterte wieder so ein verdammter Wortzug vorbei,
und er sang:
„Lampe an, Lampe aus,
Wort da, Wort weg,
Lampe an, Satz da,
Lampe aus, Satz weg.“
Die Worte schmerzten mich wie Revolverkugeln,
die mich dauernd durchbohrten.
Doch wollte ich sie betrachten,
waren sie schon weiter geflogen,
hatten den Körper verlassen
und nicht einmal eine Windspur hinterlassen.

Angsttraurigängstlich dachte ich denkfühnd:
„Hoffentlich verlierst du nicht deinen Verstand!“
„Hoffentlich ist die Wortlampe morgen wieder länger an“,
dachte ich wortsehnd beim Einschlafen.
Am nächsten Morgen bei der Visite wurde mir die Diagnose mitgeteilt.
Sie lautete:
„Wernicke'sche Aphasie, in Rückbildung begriffen, hervorgerufen durch einen Verschluss der linken Arteria cerebri media.“
Ich konnte es teilweise verstehen.
Schulterklopfen, Worthülsen flatterten an mir vorbei.
Ein Medikament wurde verordnet.
Ich schüttelte traurig den Kopf.
Anscheinend hatte keiner meine Krankheit so richtig begriffen.

Epilog

Patienten, die sich von solchen Sprachstörungen erholen, berichten häufig:
Am meisten hätte sie bedrückt,
dass keiner sie verstanden hätte,
dass keiner ein Verständnis für ihre Situation gehabt hätte,
dass sie sich vorgekommen wären wie Wortfechter,
denen beide Arme eingegipst wurden,
und dass keiner versucht hätte, sich einmal in eine solche Situation

Studium generale

© Herausgeber: Prof. Dr. med. Bernd Fischer www.wissioemed.de e-mail: memory-liga@t-online.de

hineinzuversetzen, hineinzudenken, hineinzufühlen.

Der Affe im Zoo

An so etwas jetzt zu denken, war schon eigenartig.
Ich dachte an meine eigene Todesanzeige.
Auf der würde stehen:
„Er hatte sich aufgeopfert für alle.
Sein Leben war Arbeit und Mühsal.
Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.“

So etwas ähnliches hatte ich ja schon oftmals,
schon hundertmal gelesen.
Und über so etwas Floskelhaftes hatte ich schon oftmals,
schon hundertmal gelacht.
Und heute?
Und heute hatte ich meinen Schlaganfall.
Und heute musste ich daran denken,
mitten im hektischen Getriebe auf der Intensivstation.
Sprechen konnte ich nicht klar,
aber, Gott sei Dank, klar denken.
Ja, denken!
So etwa, wie viele Leute würden an mich denken,
wenn ich jetzt sterben würde?
An die zweihundert bestimmt!
Oder vielleicht dreihundert?

Diese komischen Gedanken überfluteten mich wie Meereswogen.
Ich konnte mich gegen sie ebenso wenig wehren
wie gegen den Mondaufgang oder die Ebbe oder die Flut.
Also, wenn sie schon kommen,
so will ich sie ankommend begrüßen.

Zu meiner Beerdigung würden wahrscheinlich 100 - 150 Leute kommen.
Aber wollte ich eigentlich eine Beerdigung?
Eigentlich nein!
Zu oft hatte ich mir die Füße bei Beerdigungsfeiern kalt gestanden.
Sie waren ja an und für sich auch Verbeugungsfeiern für die Angehörigen
und Trostfeiern für die Angehörigen
und Geisterbeschwörungsfeiern für alle.
Vielleicht hat deshalb Jesus gesagt:
„Lasst die Toten die Toten begraben.“

In meinem Testament hatte ich verfügt, dass der Pfarrer mich beerdigen sollte;
die Trauergemeinde sollte in dieser Zeit einen Spaziergang um das Dorf machen.
Sie sollten sich einfach unterhalten.
Anschließend sollten sie sich zu einem Umtrunk in der Wirtschaft treffen.

Vielleicht kamen die Gedanken einfach daher,
weil ich mich im Moment nur mit mir selbst unterhalten konnte.

Und als ich von der Intensivstation auf die normale Station kam
und immer noch nicht richtig reden konnte,
behandelten mich meine Mitmenschen wie einen anderen,
wie einen Menschen vom anderen Stern.
Erst wie ein Kind.
Dann wie einen Lästigen.

Und als ich wieder schreiben konnte, gut, ja sehr gut schreiben konnte,
behandelten sie mich wie ein Ausstellungsstück,
wie einen Affen im Zoo.
Doch innerlich amüsierte ich mich schon über sie.
Ich, ja, ich gab ihnen mit meinen Schreibworten Zucker.
So waren der Käfig, die Gitter an und für sich um sie herum aufgestellt,
um die anderen herum aufgestellt.
Anscheinend kam es hier nur auf den Blickwinkel an.

Aber abends, wenn ich genügend Zuckerworte gebacken hatte,
wünschte ich mir auch manchmal heimlich, nur ganz heimlich,
ein kleines Zuckerstückchen, vielleicht ein, nur ein Süßstoffstückchen,
zusammen mit einem Streicheln durchs Gatter gereicht zu bekommen.

Epilog

(siehe S. 79; Epilog: Schlaganfall - sonst nichts! oder das blitzende Wort)

Namen auf der Flucht

Ich sah ihn,
sprach mit ihm,
freute mich mit ihm.
Sein Name, ja sein Name,
er lag mir auf der Zunge.

Abends im Bett -
Ziegenhain, Peter.
Ja! Peter Ziegenhain.
Abends im Bett,
da fiel mir sein Name wieder ein.

Der Schlafnebel überzog schon sandwarm meine Augen.
Warum gerade jetzt?
Warum fiel mir der Name gerade jetzt ein?
Und im lichten Schlafnebel schickten mich meine Gedanken auf Reisen.
Und sie flogen und schauten.
Da unten,
an der Bäckerei sah ich sie stehen.
Den Blondschoopf Maria, meinen Jugendschwarm.
Da! neben ihr,
Poseidon Hanse, meinen Jugendfreund.
Er tauchte, schwamm und tauchte weiter,
was das Zeug hielt.
Und da sah ich auch alle, die anderen.
Die Mecker-Lisa,
den Finger-Wolfgang,
den Nasen-Dieter,
den,
die
Namen, Gesichter, Geschichten.
Sie strömten auf mich ein,
umspielten mich
und zogen lustig winkend weiter.
Und dann?
Dann flog ich weiter in die große Stadt.
Ich überflog sie,
aber ich fand keinen Platz zum Rasten.
Es wurde mir einfach zu dumm.
Mitten auf dem Bahnhofplatz landete ich.
Und ich stellte mich vor:
Michael Korken,
Michael Korken,
Michael Korken.

Und sie stellten sich vor:

Klenk - Maier - Fenster - Schieber - Schulze - Schulze - Schulze.

Angenehm, angenehm, a'nehm, a'nehm, a'nehm.

So schallte es mir,

so schallte es ihnen entgegen.

Einfach,

zehnfach,

hundertfach,

tausendfach.

Und dann wollte ich sie mir anschauen,

die Klenk -, Maier-, Schulze-, Schulze-, Schieber-Menschen.

Aber ich sah sie nicht,

ich sah nur ihre Hüte.

Ein Hut glich dem anderen

wie ein Ei dem anderen.

Ich wurde fast wahnsinnig.

Nur Hüte, nur Hüte, Hüte,

ein Meer von Hüten,

und es wurden immer mehr.

Ich hatte Angst, schreckfurchterliche, furchtsame Angst,

die Hüte würden mich erdrücken,

die Hüte würden mich vernichten.

Krebs,

plötzlich fiel mir dieses Wort ein.

Ja, die Hüte, die Menschen,

sie waren wie ein Krebs in meinem Körper.

Sie wucherten, wuchsen, wuchsen

ohne Sinn und Verstand.

Da riss ich einem den Hut vom Kopf,

und ich sah ihn, Herrn Emil Fenster.

Er trank ein Bier,

und an seiner langen Nase hing noch lustig

schwappschwankend ein Schaumtröpfchen.

Und er redete, lachte und scherzte mit mir,

und ich redete, lachte, scherzte mit ihm.

Und er?

Er wurde mir immer ähnlicher.

Am nächsten Morgen wachte ich erfrischt auf.

Ich gähnstreckte mich und beschloss:

Wenn ich das nächstemal dem Ziegenhain, Peter begegne,

frag' ich ihn redend, lachend, scherzend nach seinem Namen.

Einfach so.

Vielleicht fragt er mich redend, lachend, scherzend auch nach meinem.

Schön wär's ja!.

Epilog

Fast die Hälfte der älteren Menschen klagt über ein schlechtes Namensgedächtnis. Namen sind hochabstrakte Worte, die mit den Personen nicht so leicht in Zusammenhang gebracht werden können.

Erst das Beschäftigen, das Unterhalten mit der Person erleichtert uns den Namenszugang.

Solange diese kleine Auffälligkeit des schlechten Namensgedächtnisses nicht dauernd zunimmt und andere Störungen, wie z.B. Orientierungsstörungen u.a., hinzukommen, ist sie als harmlos einzustufen.

Das Filmalbum

Das Urteil stand fest:

Arbeiten konnte ich nicht mehr,
arbeiten durfte ich nicht mehr,
nie mehr.

Im Computertomogramm waren eine Vielzahl
von kleineren Nervenzellausfällen in den
tieferen Nervenzellausfällen,
in den tieferen Hirnregionen
zu erkennen.

Das sagte mir der Arzt.

Eigentlich nahm ich das Urteil ganz leicht auf.
Vielleicht war ich, die hirnlose Pflanze,
schon so weit von der Bühne des Lebens abgetreten,
dass ich mein Todesurteil dümmlich grinsend
in Empfang nehmen konnte.

Fast dankbar.

Fast wie eine Gnade,
so etwas haben zu dürfen, was andere nicht haben.

Vielleicht!

Aber eigentlich war es anders, dachte ich.

Ich kam mir vor wie ein Verurteilter bei der Französischen Revolution,
dachte ich.

Er, der Todeskandidat, bestieg die Guillotine.

Der Richter wusste nicht, für was für ein Verbrechen er mich eigentlich verurteilt hatte.

Vielleicht war ich auf der falschen Brückenseite,
als die Revolution losging?

Aber das Lustigste war, dass ich nicht die geringste Lust verspürte zu revoltieren.

Wie gesagt:

Der Richter wusste nichts.

Und ich wusste auch nichts.

Ich wusste eigentlich überhaupt nicht,
worum es bei diesem Gerichtsprozess überhaupt ging.

Ich lächelte, als das Urteil fiel.

Ich war schon weit weg.

Ich war schon auf einer Wolke und betrachtete mich selbst.

Und als die Guillotine, das Fallbeil, meinen Kopf abhackte, war ich dem Henker nicht böse.

Ich tröstete ihn sogar vorher noch ein wenig und bedauerte ihn wegen seines undankbaren Handwerks.

Und als die Guillotine niedersauste, spürte ich nur einen scharfsäuselnden Windhauch.

Und schon war ich im anderen Land, im Windhauchland.
Ja, so kam ich mir heute in meinem Krankenzimmer vor.
Heute, nachdem ich mein Diagnoseurteil gehört hatte.
Mein Kopf war windhauchig abgetrennt vom Körper,
und er entschwebte durchs Fenster.
Und er fand alles schön, was er sah.
Die Fenster, die Blumen, die Läden, die Menschen.
alles war schön, alles war gleich.
Alles war leicht neblig abendsonnenverhangen getönt.
Wunderbar,
so fühlte ich mich schon lange nicht mehr.
Das letzte Mal fühlt' ich mich so, als meine Mutter mir vom Paradies erzählte.
Jetzt, ja jetzt, hatte ich die Vorahnung:
Mein Kopf und der Sonnennebel, sie verquirlen sich ineinander,
und sie werden eins.
Höher, höher, nur noch höher zu schweben,
das war mein Jetzt,
mein Immerziel.
Höher!

Au!
Heftig schlug ich an der Nachttischkante mit dem Kopf auf und wurde wach.
Eine Beule am Kopf, ich betastete sie, sie betastete mich.
Der Mundwinkel verzogen, das rechte Bein, es gehörte und gehorchte mir nicht.
Der Arm, der rechte, er tapste recht unbeholfen auf der Bettdecke umher.
Ein Prachtkerl, das muss ich schon sagen.

Endlich fand ich das Taschentuch.
Endlich konnte ich heulen.
Endlich war ich allein, lange allein.
Dann
Ich hielt unser Familienalbum in der Hand,
es lag auf dem Nachttisch,
ich zog es auf die Tagesbettdecke und begann darin zu blättern,
zu denken,
mich zu erinnern
und weiterzublättern.
So viele Bilder.
So viel war im Album.
So viel war im Album ungeordnet und nie betrachtet worden.

Ich begann mühsam, tapsig, verbissen, verkniffen lächelnd die Bilder langsam, bedächtig zu ordnen.
Grob geschätzt würde ich dazu 3- 4 Monate brauchen.
Aber vielleicht freut sich mein Enkel ein bisschen darüber.
Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass das Fallbeil, die Guillotine, wieder hochgezogen wurde.

Mein Kopf war plötzlich wieder am Körper.
Aber er schmerzte.
Ja, er schmerzte fürchterlich.
Aber es machte mir nichts mehr aus.
Ich war schon mittendrin, die Bilder zu sortieren und hatte für den Schmerz keine Zeit mehr.

Epilog

Viele kleine Nervenzellausfälle, durch Durchblutungsstörungen des Gehirns verursacht, dieses Krankheitsbild nennt man „Multiinfarktsyndrom“.
Es haben dabei sozusagen viele kleine und kleinste Schlaganfälle stattgefunden.
Derjenige, der sich trotzdem aktiv hält, Aufgaben, die er noch ausführen kann, ausführt, hat regelmäßig eine längere Lebensdauer und eine höhere Lebensqualität.

Dämmerstunde

Harmlos fing alles an.
Diese verdammten Schlüssel,
schon zum dritten Mal hatte ich sie in dieser Woche verlegt
und nur mit großer Anstrengungsmühe wiedergefunden.
Ich erzählte diese komische Geschichte

Aber

Ja, ich erzählte diese komische Geschichte

Aber ihr Name ,
ihr Name,
Mist, elender,
und jetzt fiel mir ihr Name nicht ein.
Sie lächelte verwirrt, unruhig, beunruhigt.
Seit Jahren hatte ich sie mit:
„Hallo, Evelyn,
wie geht es dir, Schatz?“,
angeredet.

Heute sagte ich äußerlich müdschludrig,
innerlich hochangespannt:
„Hallo, wie geht's dir Schatz?“
Sie merkte es.
Ich merkte es.
Aber sie merkte nicht, dass ich merkte, dass sie es merkte.

Gott sei Dank!
Allmählich, über Monate, war ich müde geworden.
Vielleicht überarbeitet?
Vielleicht alleine verreisen?
Zum Ausspannen,
zum Erholen.
Ja, das wäre eigentlich, glaube ich, ganz gut.

Schön war's in Lauterbad in Hessen.
Nur spazierengehen, schlafen, ausruhen, fernsehen.
Kein Buch, kein Besuch, keine Zeitung,
nicht schreiben, kein Telefon.
Nichts.

Politik?
Interessiert mich nicht.
Was die da oben in Bonn machen,
war und ist mir auch ziemlich egal.

Drei Wochen war ich hier,
entspannt, ausgeruht, alleine.

Und dann am letzten Tag am Bahnhof,
am Bahnhof,
die vielen Menschen,
die vielen Plakate,
die vielen Abfahrtszeiten,
die vielen Züge,
die Hektik,
die Anlagen,
alles glitt an mir vorüber,
wie in einem Film.
Das war einfach immer noch zu anstrengend.
Ich ging in mein Hotel zurück.
Hier fühlte ich mich geborgen,
wie in einer warmen Höhle.
Ich gab dem Portier den Auftrag,
für mich ein Taxi zu besorgen.
Ich fuhr mit dem Taxi nach Hause.
Siebenhundertfünfunddreißig Mark kostete die Fahrt.
Aber, was soll's?!
Wir können's uns ja leisten.
Meinen Enkel, der zu Besuch war, nahm ich im Taxi mit.

Irgendwie kam mir der Ort bekannt vor.
Leise sagte mein Enkel:
„Du, Opa, das ist Frankfurt,
da hast du studiert,
da hast du früher gelebt.“
Ja, ja, nickte ich versonnen.
Aber nichts,
einfach nichts.
Ich erinnerte mich nicht mehr.
Aber das war mir auch ziemlich egal.
Es war ja schon ziemlich lange her.

Als wir aus dem Auto stiegen,
half er mir liebevoll in den Mantel.
Es dauerte lange, sehr lange,
bis er mir den Mantel übergestreift hatte.
Ich konnte die Armlöcher heute einfach nicht finden.
Er ließ mich kurz allein,
um sich ein Eis zu kaufen.
Es dauerte mir zu lange,
es wurde mir langweilig.
Ich ging einen Schritt
und noch einen Schritt
und noch einen Schritt
und noch einen Schritt
und noch einen.

Ja,
ich kam mir vor wie ein Säugling,
der im Laufstall umherhüpfte,
und ich liefhüpfte,
lief, lief und lief.
Im Laufen empfand ich mich selbst,
im Laufen war ich mit mir eins.

Abends, oder war es morgens,
ich kann mich nicht mehr genau erinnern,
fingen sie mich wieder ein.
Sie sagten, sie wären Evelyn, meine Frau, und Dieter, mein Neffe.
Aber ich wusste nicht,
ich wusste einfach nicht, wer sie waren.
Sie waren

Sie wollten mich fortbringen,
verhaften.
Ich schrie und schrie und schrie,
so laut ich konnte.
Bald schrie ich nicht mehr,
ging ich nicht mehr,
bewegte mich nicht mehr,
aß nicht mehr.
alles war ruhig, so ruhig,
so ruhig.

Ich kam mir vor wie ein Teich.
Ein Teich, aus dem ich jeden Tag dieselben Fische fing
und wieder zurückwarf.
Jeden Tag sah ich den Teich vor mir.
Aber es wurden immer weniger Fische.
Den Fluss, der am Teich entlangplätscherte,
den Fluss konnte ich mir schon lange nicht mehr ansehen.
Er war so unruhig.
Es hätte mir zu sehr vor den Augen geflimmert.
Eines Tages, zwei Tage vor meinem Tode,
sie hatten mir aus Versehen ein Aufputzmittel gegeben,
stammelte ich unter unendlich müdmühsamer Mühe die Worte:
„Es tut mir leid, so leid,
aber auch ich war mal ‘n Mensch.“
Dann sagte ich endgültig nichts mehr.

Epilog

60% der Hirnabbauerkrankungen sind durch die sog. Alzheimer'sche Erkrankung verursacht. Man kann ihren Verlauf verzögern, aber nicht aufhalten.

Absolute Ruhe, vor allem geistige Ruhe, lassen die Krankheit galoppierend fortschreiten.

Bei Personen, die eine gute Ausbildung hatten und die sich dauernd geistig weiterfordern, jedoch nicht überfordern, wird das Auftreten dieser Erkrankung um 5 Jahre verzögert.

20% der 80 jährigen, 30 % der 90 jährigen Personen leiden an dieser Krankheit.

Eine große Herausforderung an die Politik, soziale Berufe, Angehörigen und an unser mitfühlendes Herz.

Die Lachwolke

Die 587. Gruppensitzung war vorüber.

Egole kam zu mir, um sich über die allerneuesten Therapien beraten zu lassen.

Erwartungsvoll, erwartungsfroh, erwartungssehnd, erwartungssüchtig saß er vor mir.

Er, Egole, war noch etwas heiser, da er gerade eine Urschreithherapie hinter sich hatte.

Ich ließ ihn einfach mit seinen Gedanken regenbogenwolkenwärts ziehen, und ich begleitete ihn, um ihn zu verstehen, und um ihm, wenn er das wollte, dann auch zu sagen, was ich empfand, was ich dachte.

Dann erzählte er mir von seinen Therapien, seinen Sitzungen.

Und wie er mir erzählte!

Glanzfreudestrahlen hüpfen in seinen Augen aufgeregt hin und her.

Gerade so, als wenn man in einen Kristall blickte, der sich gerade genüsslich in der Sonne spiegelte.

Und ich, ich hörte ihm zu, einfach zu, weil er und seine Geschichte mich berührten.

Stummleise dachte ich anfänglich bei mir:

„Welche Leiden!

Welche gigantischen Anstrengungen, um eine Linderung des Leids zu erfahren.

Welche Geldopfer!

Welches Zeitopfer!“

Da er weiterredete, stellte ich meine Ausrufmitleidsgedanken ein, um ihn möglichst nah auf seiner Erzählendenkreise begleiten zu können.

Er erzählte mir von seinen Psychoanalysenstunden.

Er erzählte von seinen Encounter-Gruppen.

Er erzählte mir von seinen themenzentrierten Interaktionsstunden.

Er erzählte mir von seinen Psychodramastunden.

Er erzählte mir von seinen rational-emotiven Therapiestunden.

Er erzählte mir von seinen autogenen Trainingsstunden.

Er erzählte mir von seinen katathymen Bilderlebensstunden.

Er erzählte mir von seinen sensivity-Trainingsstunden.

Er erzählte mir von seinen Meditationsstunden.

Er erzählte

Er erzählte

Und während des Erzählens schlossen sich seine Augen, und er verwandelte sich langsam, ganz langsam, unmerklich langsam.

Als ich ihn nach ein paar Minuten ansah, sah er aus wie ein Panzer.

Und in jeder Sprechpause wurden neue, immer dickere Panzerplatten um das Panzerfahrzeug herumgelegt.

Zum Schluß waren es so viele, und die Platten waren so schwer, dass sich der Panzer gar nicht mehr bewegen konnte.

Und dann kam wieder eine Therapie angefahren.

Sie kam mit dem Fahrrad.

ihre lockigen Haare flatterten lustig im Fahrtwind.

Sie winkte dem Panzerchen lustig zu, sie wollte ihm was sagen, sie hatte ihm was zu sagen, sie wollte ihm etwas zurufen.

Aber das Panzerle blieb stehen, regte sich nicht, bewegte sich nicht, öffnete seine Luke nicht.

Und dann ging sie etwas näher heran, um nachzuschauen, warum alles so still, so friedhofstill um den Panzer war.

Da bemerkte sie die unheimliche Kraft, die von dem Panzer ausging. Er zog ihr Fahrrad magnetisch an. Sie sprang gerade noch rechtzeitig ab, um sich selbst in Sicherheit zu bringen. Und hinter einem Hügel konnte sie etwas Phantastisches, etwas Ungeheuerliches sehen.

Das Fahrrad wurde am Panzer plattgedrückt. Es verlor seine Form. Es verformte sich zur Panzerplatte.

Dann war Egole mit dem Erzählen fertig.

Und er lachte und schüttelte den Kopf gleichzeitig, als er mir sagte, dass alles, alles nichts, aber auch gar nichts genutzt hätte.

Von seinem Lachen und dem Bild des Panzers war ich schon recht beeindruckt, recht eigenartig bedrückend berührt.

Ich erzählte ihm beides.

Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass eine Panzerabwehrkanone sich auf mich richtete und einen Schuß nach dem anderen losballerte, um mich, den Panzerplattenbeseitiger, zu killen.

Aber es war nur ein Bild. Ich hatte keine Angst, und ich erzählte ihm von dem Bild.

Und plötzlich lachte er, und er nickte.

Sein Lachen war schön rund und harmonisch.

Er lachte seit Jahren das erste Mal über sich selbst.

Und das Lachen formte sich zu einer Wolke und regnete über dem Panzer ab. Dieser rostete schnell, sehr schnell in der Mittagshitze.

Die Ketten, die Panzerplatten, die Kanone, sie fraß der Rost in Windeseile auf.

Und als er die Luke öffnete, gingen wir zusammen zum kleinen See hinunter, um uns die Hände voll Schlamm zu schmieren.

Er zitterte, und sein Herz klopfte bis zum Hals.

Einmal wollte er sogar wieder zurück in den Panzer.

Aber er blickte nach oben, und seine Lachwolke befreite ihn mit einem warmen lachenden Regenschauer vom Schlamm.

Er brauchte sich jetzt nicht mehr dreißig Mal am Tage die Hände zu waschen.

Er hatte jetzt seine Lachwolke.

Ich war weitergezogen, um ihn beim Schlammplanschen nicht zu stören.

Epilog

Das Leiden unter dem eigenen verquer aufgebauten Weltbild und die Abwehr gegen Veränderungsangebote sind wesentliche Kennzeichen einer Neurose.

Gleichzeitig leidet der Neurotiker unter seinem Weltbild. Sonst würde er nicht therapeutischen Angeboten hinterherjagen.

Lehmverschmiert im ersten Stock

Die Truppen, die siegreichen Truppen, unsere glorreichen, siegreichen Truppen,
meine siegreichen Truppen schickte ich aus, um zu siegen, zu siegen, zu siegen.
Um

immer weiter, immer höher zu steigen, zu siegen,
ohne Ende zu steigen, zu siegen.

War das nicht schön?

War das nicht das Paradies auf Erden?

Doch da!

Was war das?

Schlachtenlärm,

Kanonendonner!

War das etwa eine kleine Siegeschwierigkeit?

Doch, Gott sei Dank, unsere Soldaten kamen am Ende der Allee ins Blickfeld.

Doch was war das?

Waren die denn total verrückt geworden?

Sie zogen vorüber und machten dem Feind Platz.

Und wir?

Wir waren plötzlich ohne Truppen, schutz- und hilflos.

Unser Hauptquartier war in einem so schönen Haus.

Wir hatten einen so schönen Rasen.

Wir hatten eine so schöne Allee mit Sträuchern.

Eigentlich hatten wir doch alles, was wir brauchten.

Doch wir wollten mehr.

Wir wollten alles, alles;

siegen, siegen, herrschen, vernichten, steigen, siegen, vernichten.

Und das hatten die anderen, die primitiven Barbaren, schneller als wir dachten,
schneller als ich dachte, von uns gelernt.

Und dann kamen die feindlichen Truppen.

Sie hatten genau dieselben Gewehre, dieselben schicken Uniformen.

Nur standen sie auf der anderen Seite. Aber mich sollten sie nicht entdecken.

Ich würde ihnen ein Schnippchen schlagen.

Ich würde ihnen jetzt noch zeigen, wer ich war.

Ich flüchtete in den Keller zum Notausstieg.

Doch da kamen sie schon, die anderen!

Ein Durchstieg in den Nachbarkeller war noch offen.

Doch hinter dem Durchstieg, da kamen sie schon wieder, die anderen!

Also zurück in den eigenen Keller.

Ein Fenster war noch offen, doch vor Jahren weitgehend zugemauert.

Jetzt war ich zu groß, zu massiv, zu fett, um mich durch die Restöffnung durchzwin-
gen zu können.

Ich musste den Weg ins Haus zurückgehen. Ich ging die Kellertreppe hinauf zum
Erdgeschoss. Dort saßen sie, die anderen, und registrierten die Unsrigen.

Ich ging ganz leise, zaghaft, mit klopfendem Herzen an ihnen vorbei. Sie bemerkten
mich nicht, oder sie wollten mich nicht bemerken.

Im Erdgeschoss warten viele, sie warten ängstlich darauf, in den Keller gerufen zu
werden.

Als sie mich sahen, glotzten meine früheren Freunde mich feindselig an und schimpften mich einen Spion, einen, der sich verstellt hatte. Keiner könne je lebend aus dem Keller wieder hoch kommen.

Ich drohte ihnen und schimpfte mit ihnen.

Sie machten danach immer noch den Mund auf, aber kein Laut drang mehr zu mir.

An der Registrierstelle im Erdgeschoss vorbei gelangte ich in den ersten Stock.

Lehmverschmiert klopfte ich dort an eine Tür. Meine Frau mit Tochter öffneten.

Ich weinte, die Lust am Siegen hatte ich endlich verloren.

Hoffentlich hatten die anderen auch die Lust verloren.

Als ich gestreichelt wurde und mich säuberte, wusste ich, dass wir noch einmal umziehen werden. Wahrscheinlich in ein höheres Stockwerk.

Aber der Umzug sollte ohne Siegangst vor sich gehen.

Epilog

Die Traumgeschichte mit all ihren Verschiebungen legt das Allmachtsdenken, das sog. Omnipotenzdenken, das im Grunde aus einer nicht bewältigten Lebensangst heraus entspringt, in seinem Kern bloß, fast gnadenlos anrührend offen.

Der glänzende Trinker

Glänzen mit Worten,
doch ohne Glanz das Ich.
Wein Bier, Schnaps in Kohorten,
dann glänzt auch's Gesicht.

Strahlen und trinken,
trinken und strahlen,
strahlen und prahlen,
prahlen und sinken.

Trinken und zittern,
zittern, dann trinken.
Schluss mit trinken!
Dann rülpsend 'nen Bittern.

Ekel vor mir,
ekliges Trinken.
Scham vor mir,
schamvolles Trinken.

Ich kotze vor mir,
kotzendes Trinken.
Ich lieg' beschwörend vor dir,
beschwörendes Trinken.

Nie mehr trinken,
der letzte Trank.
Sie winken und winken,
die Allerletzten.
Ich sank und sank.

Verdammter Säufer, verdummter.
Ich kotze und würge das eigene Ich.
Nie rei ich's entzwei, mein Ich, ich Vermummter.
Nie beschenk' ich dich
mit dem eigenen Ich.

Es ist endgültig aus,
vorbei.
Einerlei,
Lass die Sau raus!

Vielleicht in der Ferne ein Bruder?
Brechende Hoffnung,
Hoffnung im Brechen.
Ein kotzender, trinkender Bluter?!

Vielleicht ohn' jegliche Eile,
aber mit köstlicher Weile,
gemeinsam am Frischquellwasser zu trinken.
Strohhalme winken,
Strohhalme winken.

Epilog

Sucht verhindert Entwicklung durch das immer mehr Einfordernde der Sucht und dem vollkommen Ausgerichtetsein auf die Sucht.

Der Gischtspritzer

Ein klein wenig weniger
wäre viel.
Ja, ich kann's, ich will's
beim Trinken
beim nächstenmal probieren.
Drehend im Kreise,
drehend im Hoch und Nieder,
sehe ich bespeichelnd
und streichelnd mich selbst.

Das eigene Gatter,
geflochten aus schwarzen Regenbogen,
wirft mich zurück
und läßt mich nicht durch.

Der Schatten ist eisig,
ich leucht' ihn nicht aus.
Ich, der Wind.

Sehnsüchtig streift mein stinkender Lufthauch
die harte, knorrige, schöne, knorrige Erde.
Ich, der Vergessene, darf nicht auf sie stürzen,
nicht landen.

Ein Kometlein verglühte zischend im Meer.
Mein Windlein verfing sich dabei im Wasser,
und so wurde ich wenigstens Gischt.

Epilog

(siehe S. 97; Epilog: Der glänzende Trinker)

Der hungernde Dicke

Wie im Traum, steh' ich da, am Kühlschrank und ess.
Wie im Traum richt' ich's Essen am Abend und ess.
Und ess vorher ein wenig
und ess nachher ein wenig
und ess immer ein wenig
und ess schnell, furchtbar schnell
und ess immer und immer wieder ein wenig, nur wenig,
kaum bemerkbar für mich
und die Meinen und anderen.

Schlafwandelesser nenn' ich mich heute und ess,
Schlafwandelfresser beschimpf' ich mich heute und fresse.
Und ess ich wenig, bekomme ich Angst
vorm Verdämmern, Verhungern.

Fasten, Diät, das kann ich wohl leiden und machen.
Doch beides heilet nur außen und nimmt nicht die Angst.
Vielleicht ziehe ich das neue „Ich ess nur das, was ich will“- Kleid mir eines Tags
über.
Doch dann bin ich ein Fremdling mir mich und den Körper geworden.
Doch dann kann ich vielleicht, ohne ans Essen zu denken,
die Welt neu genießend erleben.

Der Gewinner am Abend

Heute habe ich wirklich viel gearbeitet.
Müde, aber zufrieden, sinke, versinke ich im Sessel.
Nein, so ist es nicht ganz richtig.
Eine kleine aktive Handlung führe ich vor dem Sesselsinkritual noch aus.
Ich schalte ihn ein, den Fernseher.
Ich will nur schnell die Nachrichten während des Abendessens sehen, hören.
So spare ich Zeit.
Aber eine solche Missachtung läßt sich der Fernseher nicht gefallen.
Während ich esse, wachsen in unendlicher, nicht endender Fülle
betäubende Töne und Sehfäden aus der Mattscheibe heraus.
Sie umhüllen mich wärmend, ohne mich zu würgen.
Ich kann gehen, stehen, lachen, essen, trinken, hören, sehen, schmecken, riechen,
fühlen.
Alles kann ich,
obwohl ich umhüllt, eingehüllt, eingesponnen, versponnen bin.
Nur eines kann ich nicht:
Wachsen.
Als ich vorhin heimkam, war ich müde, richtig müde
durch echte, ehrliche Arbeit.
Als ich heimkam, war ich zufrieden.
Den halben Tag hatte ich mich überwunden zu schaffen,
obwohl ich eigentlich schon mittags nicht mehr wollte.
Und ich hatte mich, meine Trägheit, im Griff, in den Griff bekommen.
Und so war ich zufrieden.
Und jetzt, nach 5 Stunden Fernsehen,
nichts war mehr in mir.
Keine Müdigkeit, keine Zufriedenheit,
ausgelaugt, betäubt kam ich mir vor.
Wie ein morsches, moderndes Holzscheit.
Ich stürzte hinaus auf die Straße,
ich spazierte denkstaunend, den Kopf schüttelnd, den Feldweg entlang.
Ich fühlte mich endlich wieder frei.
Doch als ich heimkam,
grinste mich der ausgeschaltete Fernseher mit unverfrorenem, unverhohlenem Sie-
gerlächeln wieder an.
„Ich habe eine kleine Schlacht verloren“, grunzte er mir zu,
„na ja, was soll's.
Aber morgen Abend, ja, morgen Abend werde ich wieder der Sieger sein.“

Epilog

Hier liegt eine Kombination einer kleinen punktuellen Sucht und einer großen punktuellen Tagträumerei und einer riesengroßen punktuellen Passivität vor.

Das Endlosgewinde

Müde, hundemüde komme ich nach Hause.
Langweilig, sterbenslangweilig war es den ganzen Tag.
Dieselben, immer dieselben Handgriffe,
immer und ewig.
Kein Anfang, kein Ende.
Nur immer dieselben Schrauben in die halbfertige Karosserie drehen.
Ich komme mir vor wie eine Schraube mit einem Endlosgewinde.
Nur drehen, drehen und drehen,
nicht vorwärts, nicht rückwärts,
nicht hoch, nicht tief,
nur endloses rhythmisches betäubendes Drehen.

Jetzt endlich daheim.
Abgeschlafft liege ich im Sessel.
Der Fernseher läuft.
Doch dann kommt jemand!
Sie, meine Frau,
sie redet, sie fragt, sie lacht,
sie redet.
Und,
sie stört.
Sie stört den friedlichen, windstillen Fernsehtraum.
Ich liege, schaue und rühr mich nicht.
Schön ist es!
Wie im Traum.
Und sie,
sie redet, sie fragt, sie redet,
sie fragt.
Und ich?
Ich antworte langsam, mühsam, widerwillig.
Und,
ich antworte und rede.
Und,
ich rede und frage und lache und rede.
Und!
Und lache? Ja, lache!
Denn plötzlich hatte ich das Gefühl,
dass ich meine Fernschraube mit den Endlosgewinde
im hohen Bogen durch das geschlossene Fenster geworfen hatte.

Epilog

(siehe S. 100; Epilog: Der Gewinner am Abend)

Die zweite Heimat

Erst:

Liebevoll betrachte ich die Wiesen, die Berghänge, die Kühe, die Alphornbläser.
Schön ist es, dabei zu sein.

Dann:

Interessiert schaue ich von der Golden Gate Bridge auf das Wasser herab.
Toll, was man heute so alles,
als junger Mensch schon, erleben kann.

Jetzt!:

Gelangweilt werfe ich im Vorübergehen einen Blick auf die Vernissage, auf die Gemäldeausstellung der jungen unbekanntem Maler.

Jetzt!:

Jetzt drehe ich mich um,
schalte den Fernseher aus und hole mir Bier und Würstchen im Keller.
Ich esstrinke in der Küche und kaue und kaue.
Kein Anruf, kein Brief, nichts.
Das Telefon steht unberührt da.
Der Briefkasten quillt über vor Reklame.
Keine geschriebene Zeile hat sich in ihn verirrt.

Dann ist das Essen zu Ende.

Was jetzt?

Ein Buch lesen?

Da werde ich immer so schnell müde und wache nachts zu früh auf, weil ich zu früh eingeschlafen bin. Außerdem sind meine Augen nicht mehr die besten.

Wenn ich zu lange lese, flimmert es mir immer vor den Augen.

Ja, und ich bekomme leicht, sehr leicht eine Bindehautentzündung.

Etwas schreiben?

Den ganzen Tag schreibe ich Rechnungen, Mahnungen, Rechnungen.

Keine Silbe schreibe ich mehr heute Abend freiwillig.

Etwas tun?

Etwas machen?

Etwas neues, anderes, Ungewöhnliches machen?

Mit einem Gammler ein Abendgespräch führen?

In das Altersheim gehen und Skat spielen?

Den ganzen Tag habe ich gewerkelt, geschuftet, malocht.

Abends, da brauche ich meine Ruhe, meinen Frieden.

Und jetzt ist Schluss mit den aufschießenden Gedanken.

Vielleicht kommen sie durch die etwas fette Wurst?

Dann spüle ich das Geschirr ab und pfeife vor mich hin.

Und dann?

Dann werde ich wie von einem geheimnisvollen Magneten zurück ins Fernsehzimmer gezogen.

Der Fernseher ist schon gemütlich und warm.

Ich fühle mich in ihm zu Hause.

Er ist meine zweite Heimat geworden.

Ich fühle mich in ihm zu Hause aufgehoben.

Aufgehoben wie im Bauch der Mutter.

Schauen, lachen, weinen, zittern

aber keine werkelnde Hand,

kein raumgreifender Fuß,

kein staunschaffender Kopf

verlässt je den Sessel.

Der Schautraum, der Lachraum, der Weinraum, der Zitterraum

wird nur kurz unterbrochen,

um ins vorgewärmte Bett zu schlüpfen,

und um schnell weiter zu träumen, zu träumen,

zu träumen.

Komisch,

heute nacht träumte ich, dass ich gefesselt und betäubt aus meiner Heimat endgültig verschleppt worden sei.

So ein komischer, unruhiger Traum!

Na ja, wahrscheinlich war das Würstchen gestern Abend doch etwas zu fett!

Epilog

Unser automatisches informationsverarbeitendes System ist vor Jahrmillionen Jahren entwickelt worden. Er verarbeitet analog und ist im Gegensatz zum Verarbeiten von Wort und Zahl wenig mühsam. Das Fernsehen mit seiner leicht erfassbaren Bilderabfolge kann somit den Menschen an den Entfaltungen seiner linkshirnigen Fähigkeiten (z.B. Kreativität) stark hindern.

Nur eine mühsame geistige Reflexion über uns selbst ermöglicht es, sich von diesen verführerischen Instrumentarien zu distanzieren und eine neue Denkstufe zu erreichen.

Der willensstarke Fernseher

Schon wieder starrte ich minutenlang, stundenlang auf den Kasten,
in den Kasten, durch den Kasten hindurch.

Er lebte,

ja, der Kasten, der Fernsehkasten,

kam mir vor, als lebte er wirklich.

Immer wieder, jeden Tag schwor ich mir, nicht mehr hinzuschauen.

Ihn, den Fernseher, einfach nicht anzumachen.

Und wenn es Abend wird,

und wenn es Abend wird,

sitze ich und denkfühle mich stark

und fühle mich so stark,

dass ich den Fernseher wirklich beherrschen,

ja, bezwingen kann.

Ich laufe um ihn herum, unruhig, ziellos, planlos.

Na ja, denke ich, es wäre doch gelacht, wenn ich,

ja, wenn ich nicht willensstark genug wäre, ihn,

den stummen, toten Kasten, zu bezwingen.

Ja, wenn ich nicht willensstark genug wäre, mit ihm umzugehen,

wie ich will.

Heute, ja, heute kommt in der Tageschau ein Thema

„Gentechnologie“.

Wenn man,

wenn ich,

wenn ich auch nur ein geringes Interesse an Allgemeinbildung habe,

sollte ich mir das anschauen.

Ich beschließe also, mir das allgemeinbildende Thema anzusehen,

und schalte ihn, den Kasten, ein.

Um 20.07 Uhr schalte ich ihn ein.

Das Thema „Gentechnologie“ kommt nämlich ca. um 20.10 Uhr.

So brauche ich den übrigen Quatsch, der vorher gesendet wird, nicht mit anzusehen.

Und dann sehe ich hinein in den Kasten.

Und die Bilder dringen ein in meine Augen, in meinen Schädel, in mein Gehirn.

Und die Bilder beginnen mit meinen Augen, mit meinem Schädel, mit meinem Gehirn Ringelreihen zu tanzen.

Die Bilder und ich werden eins.

Dann, Ende der Tagesschau!

Ich stehe auf, gehe hinaus auf die Toilette und komme nach fünf Minuten wieder.

„Na ja, der Film ist schon interessant“,

rufe ich meiner Frau zu, bevor ich bildertrunksüchtig in meinem Sessel versinke.

Ich lebe nicht, ich lasse leben.

Vor mir, im Fernseher, lasse ich leben.

Und ich, ich versinke, ich vergehe zu nichts.

Nein, ich verwandle mich zu einem Auge, das schaut und schaut und schaut,

blaß, glanzlos, gebrochen.

24.00 Uhr - Ende des Programms.

Scheiße!

Der ganze Abend ist wieder futsch.

Ich habe ein pappiges Gefühl im Mund.

Ich habe das Gefühl, ich müsste mich eigentlich erbrechen.

Ich habe das Gefühl, ich müsste mich selbst anspucken, mich selbst ausspucken,
mich selbst, mein Inneres, auskotzen.

Ab morgen werde ich das alles ändern,
das schwöre ich, das weiß ich.

Und als ich meinen Hund Gassi führe,
sehe ich einen vergammelten Alkoholiker.

Er sitzt am Wegrand, starrt auf die Flasche, sonst auf nichts.

Und als ich vorbeikomme, schaut er mir in die Augen.

Plötzlich habe ich das Gefühl, dem Blick meines Bruders begegnet zu sein.

Epilog

(siehe S. 100; Epilog: Der Gewinner am Abend)

Der Fernseh Lazarus

„Es ist wirklich interessant, das Programm, heute Abend.

Die hatten sich endlich mal wieder etwas einfallen lassen für die Galashow im Fernsehen.

Es war aber auch höchste Zeit,“

so fernsehachte es in mir kurz, bevor ich , wie an jedem Abend, während der Übertragung einnickte.

Kurz wachte ich auf, als die das Geiseldrama und die schreckliche Bombenexplosion des Flugzeuges - 48 Tote - einblendeten.

Als sie die Gesichter, die schmerzverzerrten, verheulten Gesichter der Verwandten der Toten, zeigten, war es mir plötzlich peinlich zu schauen.

Ich hatte das Gefühl, in das Schlafzimmer fremder Leute zu schauen.

Aber ich war müde, dachte nicht darüber nach und schlummerte wieder ein.

Plötzlich wachte ich auf, hatte einen Brechreiz, wollte aufstehen und brach zusammen.

Auf dem Boden kroch ich herum und konnte einfach nicht aufstehen.

Ich war einfach zu schwach.

Und dann die Wortfetzen, die Schlagzeilen aus dem Fernsehen.

Unerbittlich überrannten sie mein Ohr.

Sie, die Meldungen, die unnötigen Nachrichten, die Unterhaltungsamüsiertöne, sie blähten mich auf wie einen Luftballon.

Arme und Beine hatte ich nicht mehr. Sie waren im Luftballon verschwunden.

Ich schwebte, aber nicht wie ein Vogel, nein, ich schwebschaukelte wie ein hässlicher Ballon an einer Leine .

Wie ein Ballon, der nur darauf wartete zu platzen.

Und er platzte.

Und ich fühlte, wie sich die Ballonfetzen zusammenfügten und auf den Boden sanken.

Auf dem Boden verformten sie sich zu einem Pferd,

zu einem wilden, ungezähmten Pferde.

Das Pferd hetzte über die Steppe ohne Rast, ohne Ruh', ohne Ziel.

Es wurde von den Worten aus dem Fernseher wie von einer Peitsche dauernd angetrieben und gehetzt.

Und das Pferd wurde kleiner und kleiner,

bis es, ja, bis es ein Maulwurf war.

Und ich, der Maulwurf, grub und grub und grub.

Und alles, was ich beim Graben fand, waren Satz- und Wortleichen.

Dann schlug ich die Augen auf, ich kam wieder zu mir.

Der Kollaps, der Kreislaufkollaps, hatte doch lange gedauert.

Der Arzt war schon da und gab mir eine Spritze in den Po.

Abgestorben kam mir der Po vor.

Abgestorben kam ich mir vor.

Abgestorben, tot.

Tot von den Worten.

Tot von den Buchstaben.

Tot von den Sätzen.

Tot von dem Amüsieren aus dem Fernseher.
Dann stand ich auf und lächelte.
Und denklächelnd fing ich an,
den Fernseher betrachtend,
über ihn wegzuhüpfen,
ihn vom Balkon zu werfen.
Plötzlich kam ich mir vor wie Lazarus.

Epilog

(siehe S. 100; Epilog: Der Gewinner am Abend)

Die fleischfressende Mattscheibe

(in Hexametern zu lesen)

Beglückendes, fragloses, wärmendes Glitzern im Fernsehen.
Fraglos und sinnlos seh' ich fremde Schicksale flimmern.
Doch sie sind nicht bei mir, sie zieh'n nur vorbei.
Sie klopfen nicht an, sie kommen nicht rein, sie werden nicht häuslich.

Schon lang schon zieh'n die spinnwebrigen Fäden
vom trübblinden Auge zum mattscheibigen Bild.
Schon lang schon hat kein spielender Sonnstrahl
das süßklebrige Spinn'netz gestreift und durchdrungen.
So sitz' ich und seh' nichts und schau' nichts
und guck nur.
Und die Zeit, sie fliehet fließrinnend dahin.
Und die Mattscheib' rückt drohend näher und näher,
bis sie mich frisst mit piepsglasigem Knacken.

Und als ich erwach', bin ich alt, bin ein Greis.
Warum nur, warum nur ist mir dieses Schicksal beschert?
Und fern vom lebendigen Schmerz und von Pein,
kann ich als greisende Mattscheib' auf ewig lustwandeln.
Den flimmrigen Kasten als Schlafstatt, als Heimstatt,
als Sarg mitbenutzend.

Epilog

(siehe S. 100; Epilog: Der Gewinner am Abend)

Alles ist fremd und so nah

Alles ist fremd und so da,
alles ist fremd und so nah,
alles ist fremd und so weit.

Weit entfernt ist der Weg.
Weit, unnahbar weit, ist der Weg.
Doch!

Unnah von mir hör' ich die Klänge der fahrenden Räder.
Halbmüd', halbwach, die Stirn leicht umwölbt,
seh' ich vor mir die erdigen Glieder
der früher so vertrauten Gesichter sich regend bewegen.
Kein erkennendes Zittern dringt zu mir in die Brust,
in die Brust des Erdfernen,
der ankam von fremden Sternengefilten,
in denen violettige Wolken bedecken unwirklich Land.
All dies unklar bedeckend und halbschlafend fühlend,
geh' ich takthaft zur Tafel.

Und?

Und unbedenk, ungelentk schreib' ich
kreidige, kratzige Lautzeichen auf ihr.
Die, erwachend vom Schlaf,
weder ich noch die Freunde deutend verstehen und begreifen.

Und dann?

Langsam, bleischwer gleitend in die Arm' der schlafträchtigen Nacht,
lieg' ich unter der Erde,
ohne von ihr zu vernehmen den Klang der trommligen Leier,
die zum gemeinsam' Lied wird geschlagen.

Erwachend erheben sich Bein und Körper vom Lager.

Doch sieh!

Mein Kopf wird wieder geschleudert, gestoßen in erdferne Bahnen
des augängstlichen Fremdlings.

Schicksalsergeben kreise ich, fall' ich
immer zu hoch und zu tief,
doch nie in die Mitte des Kreises
zu den Freunden auf erdigem Boden.

Epilog

Personen, die eine psychomotorische Epilepsie oder Absencen haben, führen während des Anfalls Handlungen durch, z.B. etwas aufschreiben, an das sie sich anschließend nicht mehr erinnern können, und das auch keinen rationalen Sinnzusammenhang gibt. Da sie aber geistig abwesend sind und körperlich tapsige Bewegungen ausführen, werden sie häufig anfänglich als Alkoholiker von der Umwelt abgestempelt und verkannt.

Der wache Schläfer

Viel gearbeitet hatte ich heute wieder.
Noch 14 Tage, dann hatte ich's wieder einmal geschafft.
Dann, ja, dann war die Prüfung vorbei, die Büffelei vorbei,
das lange, das unendlich lange Konzentrieren vorbei.
Heute, für heute hatte ich mein Pensum geschafft.
Morgen, doch morgen kommt er wieder,
der mühsame Aufstieg zum Blätterberg.
Schwitzend kämpf' ich mich dann wieder
durch das Blattdickicht hindurch.
Oh! Oben ist die Aussicht wunderschön.
Doch der Weg, der müd-mühsame Weg,
Weg Weg ... Weg
Tiefend vor Müdigkeit, schlief ich mit diesen Gedanken ein.
Traumlos eingehüllt in die Schlafhängematte, verwehte die Zeit.

Doch kurz nach Mitternacht wachte ich auf.
Ich schlug die Augen auf.
Ich betrachtete mein Zimmer.
Mondbeschieden schummrig tauchten die Tapetenwände, das Fenster,
der Schreibtisch aus dem Halbdunkel auf.
„Fremdartig, neu, eigentlich schön“, dachte ich, „so ein Mondzimmer zu besitzen,
in so einem Mondzimmer zu liegen, zu schlafen.“
Wohlig war's mir zumute.
Räkeln, ja, jetzt müsste ich mich einfach gähnräkeln.
Herzhaft frisch-freundlich gähnte ich,
und,
und.....?!
Das gibt's doch nicht!
Das kann doch nicht sein!
Unmöglich!
Ich kann mich nicht bewegen.
Ich will, aber ich kann nicht.

Jetzt mal ganz langsam.
Vielleicht träume ich?
Aber ich fühl', ich bin wach, vollkommen wach.
Ich kann mit den Augen rollen,
ich kann die Augen auf- und zumachen.
Am besten schlafe ich weiter und träume was Schönes.
Aber ich schlafe nicht ein, nein, ich bin hellwach.
Aber ich kann mich nicht bewegen.
Nicht mal den kleinen Finger.
Angst?
Angst habe ich eigentlich keine.
Aber eigenartig ist es schon, das Schlafen des Körpers bei hellwachem Geist.
Ich fühl' mich nicht fremd,

eigentlich fühl' ich mich immer noch recht wohlig.

Wenn ich irgend etwas bewegen könnte, da bin ich mir tiefsicher,
den Daumen.

Ja, der Daumen beansprucht an der motorischen Hirnrinde enorm viel Platz,
das habe ich gestern gelernt.

Also müsste er sich auch mit Willensanstrengung am leichtesten bewegen lassen.

Dann versuch ich's,
wieder und wieder.

Nichts!

Nichts bewegt sich.

Aber ich muss,

ich kann,

ich will,

ich werde!

Doch mein Daumen, er gehorcht mir einfach nicht.

Also, so geht es nicht!

Dann denkschlüpf ich in den Daumen hinein.

Jetzt sind mein Daumen und ich eins.

Es ist wahrscheinlich der erste Ichdaumen der Welt.

Da, wir bewegen uns!

Kaum merkbar, fast nur fühlbar.

Es kribbelt im Daumen, als hätte ich ihn auf ein dünnes niedervoltiges Stromkabel
gelegt.

Ich bewege mich im Daumen immer schneller und schneller.

Da, Klasse!

Der Zeigefinger und der Daumen berühren sich.

Schlagartig ist mein ganzer Körper erwacht.

Langsam verabschiede ich mich und ziehe mich aus dem Daumen zurück.

„Schön, so ein Körper“, denke ich.

Ich komme mir vor wie ein Segelschiff, das neue Segel, Daumensegel, gesetzt hat.

Ich komme mir wie ein Segelschiff, das erstmalig den schützenden Hafen verließ,
um streichelfreundlich das offene Meer zu begrüßen.

Dann dreh' ich mich rum und schlaf' dem Neumorgen entgegen.

Epilog

Die Schlaf lähmung wird in der Medizin nur im Kleingedruckten großer Neurologiebü-
cher erwähnt.

Viele Studenten haben diese Erscheinung im Laufe ihres Studiums ein- oder mehr-
mals.

Wenn man etwas überarbeitet ist, kann es vorkommen, dass man nachts aufwacht
und sich für eine kurze Zeit nicht bewegen kann.

Der Körper schläft noch, der Geist ist wach.

Sie sollten dieses Erlebnis nicht vergessen und darüber nachdenken.

Der Mensch vom anderen Stern

Unruhig war sie schon den ganzen Tag.
Seltsam unruhig.
Die Augen, sie schauten mich an.
Die Augen, sie schauten durch mich durch.
Ich war für sie da und nicht da.
Wie ein Ziegelstein, eine Aktentasche,
ein Geldstück kam ich mir vor.
Wenn sie so an mir vorbei, so durch mich durchschaute.
Komisch!
Ich kam mir vor, wie,
wenn sie nicht da und ich nicht da wäre.
Dann drehte ich mich um und unterhielt mich
mit meinen Bekannten über rustikale Stühle, rustikale Tische,
rustikale Schränke.
Das war unser Thema.
Wir konnten gar nicht genug darüber diskutieren.
Dann drehte ich mich um, und sah sie kurz an.
Und sie sah mich an, warm verständnisvoll,
und lächelte verschmitzt.
Ganz verdattert fragte ich sie, was los sei.
Und sie?
Sie drohte ganz leicht und charmant mit ihrem rechten Zeigefinger
und sagte:
„Du bist ein kleiner russischer Spion.“
Ich sagte überhaupt nichts.
Ich war zu verdattert, zu perplex.
Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen,
Sie hatte unser Wort 'rustikal', das zu ihr rübergeweht war,
aufgeschnappt und für ihre Zwecke umgebogen.
Die Diagnose war klar.
Sie war schizophran.
Klar, sie war jetzt ver-rückt.
Aber es war auch klar,
sie war jetzt wieder warm und freundlich.
Ein warmes und freundliches Wesen.
Sie hatte mit dem Wahnwort das Unheimliche, das Rätselhafte,
das um sie verständnislos herumschwirrte, gebändigt.
Sie hatte es gezähmt.
Sie war nur ein kleines Stückchen gerückt, ver-rückt,
um wieder sprechen, lachen, weinen zu können.
Und ich?
Was tat ich?
Sollte ich ihr jetzt sagen, dass in meiner Welt
kein Platz sei für einen russischen Spion.
„Liebe Frau! Ein russischer Spion existiert nur in Ihrem Kopf, in Ihrer Phantasie.“

Sollte ich ihr das sagen?

Sollte das zu etwas nutze sein?

Obwohl mir diese glanzmatten, abgenutzten, unüberlegten Sprudelworte auf der Zunge lagen, sagte ich nichts, sondern nickte nur.

Entschuldigte mich, und bat sie, mich nicht zu verraten.

Denn ich wollte mich bessern.

Mit großzügiger Geste akzeptierte sie und war ruhigglücklich.

Sie hatte einen Kameraden auf ihrem kleinen Planeten entdeckt.

Ein seltenes Ereignis.

Auch ich hatte auf meiner Reise durch das Weltall einen Menschen auf einem fremden Stern gesehen und begrüßt.

Das kommt nicht alle Tage vor und ist nur ganz wenigen Sterblichen vergönnt.

Epilog

Schizophrene Personen zeichnen sich unter anderem dadurch aus, dass sie aus den auf sie einströmenden Informationen, die für sie wesentlichen nicht herausfiltern können. Hinzu kommt, dass ihnen generell vor allen Dingen humorige Anmerkungen, doppeldeutige Aussagen, soziale Verhaltensrituale geistige Zuordnungsschwierigkeiten bereiten. Mit großer Freude sind sie dem Klaren, Eindeutigen und Konkreten verhaftet.

Sie sind dem Informationszustrom anfänglich hilflos ausgeliefert. Sie beschreiben das u.a. als Gedankenjagen. Der Wahngedanke, das Wahnsystem ist ein, wenn auch nicht gut wirksames Behelfssystem des Geistes, auf das er in seiner Not zurückgreift. Die Informationen können dadurch geordnet werden, wenn sie auch 'verrückt' geordnet werden. So ist auch verständlich, dass ein solcher Wahn plötzlich, unvorhersehbar auftaucht, uneinfühlbar ist und im Moment unkorrigierbar ist.

Eine große, mitfühlende, mitdenkende, mitbegleitende Herausforderung an das therapeutische Team.

Das gespaltene Gehirn

Tag und Nacht hatte ich gelernt.
Gelernt für die Prüfung,
für die Prüfung in Psychiatrie.
Aufgeregt kamen wie an der Pforte an.
Doch dann sahen wir ihn, den Prüfer.
Ruhig, besonnen zurückhaltend und lächelnd.
So, als wollte er uns einladen,
das Gedankenland, das Land neuer Gedanken,
schüchtern und ehrfurchtsvoll neugierig zu betreten.
So, als wollte er uns einladen,
in den Garten der Gedankenfrüchte einzutreten,
die Früchte zu betrachten,
daran zu riechen,
sie zu schmecken
und ...
Und gerade so, als wollte er uns unseren eigenen Gedankenbaum sichtbar machen.
Bei uns war keine Angst mehr da, nur beschauliche, freundlich verstehende, verständnisheischende Denkneugierde.
Dann saß ich ihm gegenüber, meinem Patienten.
Chemiker,
Prüfungsnote 1,
Doktorarbeit: summa cum laude.
Wir unterhielten uns,
sprachen, lachten, scherzten
und bäugten uns gleichzeitig aufmerksam, misstrauisch, lauernd.
Ich, ich wollte die Diagnose.
Er, er wusste das, und wollte sie nicht preisgeben.
Wir sprachen und drehten uns im Kreise.
Eine Stunde, zwei Stunden.
Die Zeit, sie stand still.
Sie überzog mein Gehirn allmählich wie einen Honigfilm.
Allmählich war ich nicht mehr fähig, weiterzudenken.
Da entschloss ich mich zum ersten Vorstoß.
„Warum sind Sie hier?“, fragte ich verbindlich, freundlich, lauernd.
„Ich weiß es nicht,“ antwortete er.
„Ich bin etwas nervös. Übrigens, schizophoren bin ich nicht,“ flötete er verbindlich durch seine Denkritterüstung zurück.

Nichts!
Wieder nichts.
Es war zum Verzweifeln.
Zeit- und Gedankenstillstand.
Dann klappte ich endgültig mein Visier hoch
und begann leise und stockend zu erzählen.

„Wie Sie wissen, mache ich gerade Staatsexamen.
Oft lerne ich die Nächte hindurch. Wenn ich dann morgens einen Spaziergang mache, übermüdet und trotzdem nicht schläfrig, kommen mir manchmal die komischsten Gedanken. Ich denke, alle Leute schauen mich an.
Oder ich denke, „Da, der Hund, den hat der Meier wieder rausgelassen, nur um mich zu ärgern.“
Dann sah er mich an, lange mit brüderlichem Blick.
Und dann klappte er sein Visier hoch und begann leise und stockend zu erzählen.
Chemie, ja, das wäre schön.
Die Formeln wären alle so klar.
Doch die Menschen um ihn herum, sie würden oft so viel reden und lachen.
Ironische, sarkastische, doppeldeutige, dreideutigen Worte, so würden sie ihm sagen, würden der Unterhaltung erst die richtige Würze verleihen.
Aber er hätte das nicht gern.
Er hätte lieber die Formeln, die klaren Anweisungen.
Ja, er wäre richtig süchtig nach dem Eindeutigen.
Mathematik wäre neben Chemie sein größtes und einziges Hobby.
Seinen Professor, bei dem der doktoriert hätte, habe er bis aufs äußerste verehrt.
Seine Anweisungen wären immer so klar, so eindeutig ohne Wenn und Aber gewesen.
Doch dann hätte sein Professor den ihm zustehenden Lehrstuhl nicht bekommen.
Irgendwelche dunklen Machenschaften, die er nicht durchschaute, hätten dies verhindert. Er wollte ihm natürlich helfen. Aber er wäre so schwach, so klein und unbedeutend gewesen.
Und doch schmiedete er dann einen Plan, um seinem Professor zu dem Lehrstuhl zu verhelfen. Als er diesen Plan seinen Kollegen erzählte, sagten sie ihm, er hätte was im Tee.
Er tränke gern Tee. Und so habe er sein Blut und seinen Urin auf das genaueste gaschromatographisch auf Teebestandteile untersucht. Aber er habe nichts gefunden. Dies habe er freudestrahlend seinen Kollegen erzählt.
Und dann habe er ohne Rücksicht seinen Plan doch noch ausgeführt.
Er sei zum amerikanischen Hauptquartier gegangen.
Dort habe er die Wachposten gebeten, dafür zu sorgen, dass sein Professor den Lehrstuhl bekäme. Sie, die Amerikaner, hätten doch auch 1945 die Macht gehabt.
Und dann wäre er hierher gekommen.
Seine Wirtin, die auch versucht hätte, seinen Plan zu hintertreiben, hätte am Anfang immer um 22.00 Uhr ihre drei Katzen 3 mal um sein Zimmer herumlaufen lassen, nur um ihn zu ärgern.

Erschöpft hatte er aufgehört zu sprechen.
Erschöpft war auch ich vom Zuhören.
Ich hatte das Gefühl, in einen Denkapfel mit zwei nur ganz lose zusammenhängenden Hälften gebissen zu haben.

Die linke Hälfte schmeckte mehr nach einem ratternden Computer, die rechte Hälfte schmeckte mehr nach einem tagträumenden Urmenschen, der am Konkreten klebt und für alle anderen Informationen sich eine Reuse, ein Gedankenfangnetz, einen Filter, einen Wahn gezimmert hat.

Die Prüfung und der Bericht waren jetzt für mich nebensächlich geworden.

Das Gespräch, das Gespräch hatte mich wachgerüttelt.

Das Denken über das Denken hatte mich plötzlich gepackt und geschüttelt und ließ mich nie mehr los.

Noch heute bin ich meinem Denkbruder für dieses Gespräch dankbar.

Epilog

(siehe S. 113; Epilog: Der Mensch vom anderen Stern)

Spurlose Lichtreiter

Gedankenverloren zuckt einsam
ein Blitz am Firmament,
und -
er verliert sich in der Ferne.

Da!

Auf einmal kommen sie,
ungezählt, ungezügelt zügelnde
Leuchtpuren, Leuchtzahlen, Leuchtnamen,
Lichtzeichen, Lichtmenschen, Lichtgötter
von,
von vorne, von hinten,
von oben, von unten,
von,
von überall.

Sie zeichnen brennend
sinnschwere, sinnlose Gestalten
in das nächtliche, spinnwebrige,
spinnenklebrige, undurchdringliche Schwarz.

Sinnlose Gedanken durchheilen den Weltraum:
Dreieck, Viereck,
Aufruf, Anruf,
Name, Zahl,
Ich, Gott?

Nichts und alles ist zu sehen und zu erkennen.
Die Lichtreiter, sie geh'n so schnell sie kamen,
keine Spur hinterlassend im menschlichen All.
Nur das unheimliche, umhüllende, nächtliche,
schläfrige Schwarz,
es bleibt, und es ist bleiern und modrig zerfließend.

Epilog

(siehe S. 113; Epilog: Der Mensch vom anderen Stern)

Gedanken in der Wahnröhre

Gedankenzüge rasen
durch Wolkenstricherröhren.
Sie fahren nicht fort
sondern kommen zurück.
Und sie vermengen sich, wenn sie entgleist,
mit dem gedankenvoll, gedankenleeren,
flatterschwingenden, grundlosen
angstvollen, höhenichtenden Gedankenhaufen.

Ungeordnet türmt er sich ungetüm an,
bereit, breitkrebsig alles zu umfließen und zu nichten.
Da!
Die Röhren, sie öffnen sich,
die Gedanken, sie fließen ab.
Sie fließen ab, leicht verrückt, nach oben.

Innen gehalten, verhalten sie außen
ungehalten im rahmenlos Sein.

Solange sie nur durch die Röhren fließen,
schert mich nicht ihr zukünftig Wesen und Wirken.
Nur eines ist wichtig:
Der Haufen des Denkens und der Gedanken wird kleiner.
Meine Ichs, meine verdammt vielen Ichs,
sie können sich regen,
wenn auch nur in der Röhre.

Immerhin können sie mich röhrenhaft, nebelhaft, erlebend
gestalten und tasten,
und manchmal, wenn's Not tut, auch trösten.

Epilog

(siehe S. 113; Epilog: Der Mensch vom anderen Stern)

Der letzte Mohikaner

Donnernd kam das Flugzeug an.
Donnernd zog es eine kleine Schleife
über unseren Wald.
Donnernd entleerte sich das restliche Benzin
aus seinem Tank
und bestreute ölgitzerblinkend
die Bäume und auch mich.
Aber ich sah das ein.
Das Benzin, es musste entleert werden.
Dadurch landete das Flugzeug
ohne Sicherheitsrisiko.
Ich hatte halt Pech, dass ich mich
gerade zu dem Zeitpunkt im Wald aufhielt,
als das Flugzeug kam.

Als ich herumschlurfte, hatte ich Mühe,
die silberblinkenden Öltropfen von Tautropfen
zu unterscheiden.
An der großen Kurve blieb ich stehen.
Der Blick weitete sich.
Ins Tal, ins schön geschwungene friedliche Tal,
konnte man, konnte jeder, konnte ich, durfte ich sehen.

Mein Blick war dunstigtrüb unklar verhangen.
Anscheinend war ich müde,
vielleicht träumte ich schon ein wenig.
Plötzlich hatte ich das Gefühl, dass Beton aus meinem Munde herausfloss.
Hier, der Beton bezog das ganze Tal
mit seiner dichten und undurchdringlichen Decke.
Schrecklich!
Ich weinseufzte tief,
und beim Einatmen zog sich der Beton wieder
in meinem Mund zurück.
Mir wurde schlecht, kotzübel.
Ich übergab mich.
An dieser Stelle pflanzte ich am nächsten Morgen
ein kleine Tanne.
Unter ihr liege ich oft,
wenn ich abends meine Indianer-Romane lese.
Zur Zeit lese ich gerade
„Der letzte Mohikaner“.

Epilog

Die Krankheit unserer Zeit:

Wir bedenken nicht die Folgen unserer Handlungen, wie hier das Benzinablassen.

Wir übernehmen keine Zukunftsverantwortung für unsere Handlungen.

Die, die es dennoch tun, haben es schwer.

Vielleicht gehören sie einer Sonderrasse oder sogar einer aussterbenden Rasse an?

Vielleicht?

N Neugeborene Kreativität

Der Drehwurm oder das Referat

Heute, ja, heute soll das Referat,
nein, heute muss das Referat fertig werden.
Keine Schwierigkeit, kein Problem.
Nachdem ich die Post, die Routine, durchgesehen habe,
werde ich beginnen.
Ich sehe durch, lese, diktiere, schreibe.
Ich mache alles, was Routine ist.
Hierin fühle ich mich wohl, warm geborgen, zu Hause
und unzufrieden.
Ich muss, soll das Referat schreiben!
Ich muss beginnen!
Dringend!
Es ist höchste, allerhöchste Zeit!
Nur noch kurz auf die Toilette.
Austreten wird man ja wohl noch dürfen.
Die Hände waschen wird man ja wohl vorher noch dürfen.

Versonnen, verträumt, seltsam entrückt
perlen die Wassertropfen über die Hände, die Finger.
Magisch, fremdartig der Raum, das Wasser, das Perlen, das Rinnen.
Und ich sehe meine Finger,
meine Hand,
mein Arm,
meinen Körper,
alles von mir löst sich langsam,
regenbogenartig, verträumt auf
in kleine perl rinnende Wassertropfen.
Und ich rinngleite in das Becken,
in das Rohr,
in den Fluss.
Und ich schwebschaukle
und schwebgleithüpfe in das Meer.
Nur die Gezeiten, die Ebbe, die Flut bewegen mich,
heben und senken mich.
Und ich,
ich werd' feiner und immer dünner, immer zarter,
immer feiner.
Ich bin eins mit dem Meer.

Da!
Es klopft.
Es klopft jemand an die Toilettentür.
Ich schreckrichte mich auf,
trockne genüsslich die Hände ab
und beginne froh lustig,
verschmitzt wissend
und pfeifend
die Arbeit am Referat.

Epilog

Die schwierigste Phase beim kreativen Prozess ist der Übergang von der gedanklichen Modellierung eines geistigen oder materiellen Produktes zur endgültigen Ausführung. Dieser Umschwung wird meistens von Unruhe, von Ausweichreaktionen begleitet. Er dürfte bei vielen Menschen in ähnlicher Weise ablaufen.

Das bewegte Bilderbuch

Das Bilderbuch,
groß, farbig, glänzend, drollig.
Es war toll!
Ich bekam es zu meinem vierten Geburtstag
von meiner Tante Ina geschenkt.
Vorwärts, rückwärts, rückwärts, vorwärts.
Ich blätterte es sofort in dieser Weise durch,
einmal, zweimal, immer wieder.

Tom kam zu mir,
sah mir zu, sah mich an und fragte mich,
ob er es haben könne.
Bei seinem Seifenkistenauto wäre nämlich
der Sitz zu niedrig.
Mein Buch, es habe genau die richtige Höhe.

Ich sah ihn an,
er sah mich an,
wir sahen das Buch an.
Er gierig, ich schwankzögerlich.
„Du hast es doch durchgeblättert“, sagte er,
„mehr Bilder sind nicht drin,
und außerdem, mit meinem Seifenkistenauto
kannst du fahren, so oft du willst.“

Ich gab es ihm, und wir fuhren.
Er und ich,
ich und er,
frohjauchzend und glücklich.

Die Bilderbuchschenktante entdeckte plötzlich ihr Buch
auf dem Seifenkistenauto.
„Aber Bub, warum machst du so etwas?“
„Aber Tante Ina“, sagte ich
vorwurfsvoll-entschuldigend,
„ich hab's durchgeblättert,
mehr stand nicht drin,
mehr gab's nicht her,
und jetzt, jetzt tut's sich sogar bewegen.“

Epilog

Anschauendes Handeln,
freudiges gestaltendes Verändern,
alte Dinge mit neuen Ideen jung und funktionsfähig zu machen,
das ist schöpferisches Tun,
das ist Kreativität.

Ich, Egon, hatte mein Buch, mein erstes Buch,
zur Erhöhung eines Seifenkistenautositzes „geopfert“,
und ich bekam dafür, was ich dafür verdiente,
für einen Moment jauchzende, bewegende Glückseligkeit.

Der Weinschlürfer

(in Hexametern zu lesen)

Weinschlürfer, vernehmet die Kunde,
und beugt euch vor jenem in Erfurcht,
der den Himmel gestürmt
und Bacchus den lieblichen Becher entrissen.
Diesen bracht er der Mutter Erde.
Doch diese, erzürnt ob solch schandhaftem Frevel,
wollt ihn verbannen mit grässlichen Flüchen
auf die weinlose See.

Doch dieser, schlau wie Odysseus,
erbat sich ein redlich Bedenken.
Dies wurde ihm gnädig gewährt.
Er legt die Stirn in Falten
und dachte sinnend, problemhaft,
wie er könnte gewinnen die Gnad' der huldreichen Göttin.
Und als zum vierten Male der Mond sich
über die Hügel zu heben begann,
ging er zur Mutter Erde.

Im Zorn noch über die Tat verharrend,
fragte sie ihn zürnend:
„Nun, bist du bereit, die Tat zu bereuen?“
Doch er, er lächelte still
und begann alsbald mit tönenden Worten:
„Oh, Mutter Erde,
verwandt mit Bacchus, dem lieblichsten der Götter,
gewähr' mir, ich flehe dich an auf Knien,
die Gnade, vor deinen Augen den Nektar zu schlürfen.“
Ob solcher Frechheit erhebt die Göttin prüfend das Auge
und gewährt die Bitte als letzte.

Still war's um ihn.
Er erhob den bacchantischen Becher,
gefüllt mit den glutvollen Reben,
zum Lichte der Sonne empor
und prüfte geziemend die Farbe.
Nach diesem hehren Ereignis,
senkt' sich der Becher in Eile,
und geführt von kundiger Hand,
kommt er in Nasenbereiche.
Dort wird die Rebe auf Blume geprüft
und auf Wärme.
Lauschet, ihr Weisen,
denn jetzt kommt das größte Ereignis.

Schlürfen, schmecken, prusten,
gurgelnd tapezieren
und auch husten,
diese Laute hört man alle
in dem großen weiten Saale.
Die Göttin saß grad' beim Mahle,
herob der Töne geriet sie in große Lust,
hob unser Menschlein an ihre Brust,
nahm ihn auf in den Kreis bacchantischer Zecher,
bei denen sich niemals leeret der Becher.

Epilog

Hier ist die sog. Schwabulierkunst auf ihrem Höhepunkt.
Rein geistiges Schnabulieren, Schwafeln, Fabulieren treffen sich, um vereint ihr
Wortfangspiel fröhlich zu genießen.
Das ist der Urdung, um kreative geistige Pflanzen sprießen und gedeihen zu lassen.

Vgl. Ausführungen, „Der geklaute Liebesköcher“ in: Das süddeutsche Frauenlexi-
kon.

Der Pälzer Kalotte

Aufgeklärt, ja, aufgeklärt sollte unsere Tochter erzogen werden.
Den Mief der Mythen und Märchen und Zauberer und Hexen sollte sie nicht einatmen. Diese Ängste, wie wir sie ausgestanden haben, sollte sie nicht ausstehen müssen. Sie sollte es besser haben.
Eine saubere, klare Verstandesluft, das war's, was uns vorschwebte.
Und sie gedieh prächtig.
Früher als andere Kinder, natürlich früher, lernte sie tasten, gehen, sprechen, lernte die Welt beherrschen, ihre Welt.
Intelligenzspiele machten ihr Freude, richtig Freude.
Und erst uns!

Die Zeit verflog wie im Märchen.
Und sie, unser lieb' Tochterding,
sie wurde entfaltet zum Schmetterling.
Und sie griff zu, griff hinein in die Welt,
griff hinein ins volle Kindesleben.
Griff und fasste, griff und erfasste,
dass sie nicht alles fassen konnte.
Vieles blieb liegen,
vieles schwebte noch unerfasst,
noch unerforscht mit ihr,
in ihr, um sie.
Doch das wollte sie nicht haben.
Und so gab sie diesem vielen unerfasst Unerforschten,
Unerfassbaren, Ungreifbaren
an einem dämmerschummrigen Abend einen Namen.

Plötzlich sagte sie:
„Kommt auch der „Pälzer Kalotte“ nicht?“
Und sie drehte sich um und zitterte bebselig vor sich hin.
„Dieser sinnlose Quatsch!
Dieser sinnlose Name!“, schimpfte ich leise murmelnd vor mich hin.
Unfassbar!
Doch plötzlich ging mir ein Licht auf.
Sie, ja sie, unser Schmetterling, hatte den schwarzen Mann ganz alleine,
ohne unsere Hilfe, neu erfunden.
Sie hatte ihn erfunden, um mit Hilfe von ihm das Schaudern lernen zu dürfen.
Morgen, spätestens morgen, werde ich ihr ein ordentliches Schauer Märchenbuch kaufen. Es war auch höchste Zeit.
Ich hatte das Gefühl, wenn ich morgen nicht auf den Zug aufspringe, verpasse ich den Anschluss.

Epilog

Der Geist macht sich in seiner ganzen Breite oft durch sich selbst flügge.
Dass dies bereits in früher Kindheit möglich, kreativ möglich ist, darauf soll diese erlebte Geschichte hinweisen.

O Opfer

Der Preis

Das Kollegium der Preisrichter war vollzählig vertreten.
Einstimmig hatten sie mich, Egon, zum Preisgewinner bestimmt.
Gut gekleidet, elegant frisiert, gekämmt, gebürstet ging ich umklatscht auf die Bühne, um sie, die ersehnte Auszeichnung zu empfangen.
Als ich die Urkunde in der Hand hielt, drehte ich mich um und sah in den Spiegel.
Da stand ein Zweiter, er hatte für mich geschrieben.
Aber wie sah er jetzt aus?
Abgehärmt, verschlissen, verbrannte Finger, der Schaum des Löschwassers war an den Händen zu sehen.
Leise schüttelte ich den Kopf, und die Frage,
die lang befürchtete Frage, fiel auf den Boden.
Ja, der Preis war verdient, aber war er dieses Opfer wert?
Ich war zu feige, um diese Frage vom Boden aufzuheben.
Spät am Abend wurde sie von der Saaldienerin zum anderen Kehrrecht geschüttet.

Epilog

Auf dem Höhepunkt des Erfolges angelangt, diesen Höhepunkt in Frage zu stellen, zu relativieren, zu reflektieren, birgt die Möglichkeit zu weiterem geistigen Fortschritt in sich.
Egon hat sich denkerisch auf etwas konzentriert, seine Gedanken, seine Fragen auf einen bestimmten Denkpunkt ausgerichtet.
In der Philosophie nennt man ein solches Ausrichten seiner Gedanken auf etwas Bestimmtes eine „Intentionalität“.
Intentionalität und Reflexivität sind die Kriterien eines reifenden Bewusstseins.
Denkansätze, Ideen, Denkmodelle, das eigene menschliche Handeln usw. muss immer wieder neu bedacht, in Frage gestellt, denkerisch gewendet werden.
Nicht höhere, nicht tiefere, sondern andere Bewusstseinsgefülle erschließen sich uns dadurch lebenslang.
Die Spannung, die Intentionalität, das Gerichtetsein auf etwas, das Neugierigsein auf etwas bleibt so erhalten.
Die Ausdrücke „Langeweile“, „Informationsarmut“, „geistige Öde“ sind hier zum Verdorren verurteilt.
Die Intentionalität aufrechterhalten durch neue Einsichten, fördert die Reflexivität und umgekehrt.
Das Leben, auch das geistige Leben, auch das Bewusstsein, ist somit ein nie endender Weg. Wir sind dauernd auf der Wanderschaft.
Nicht das Ziel, sondern der Weg ist für die Gestaltung des menschlichen Lebens entscheidend.

P
Praktisches Bewusstsein:
Reflektiert es?
Reflektiert es nicht?

Der Selbstmord des allwissenden Dichters

Erich, der Größte!
Ja, wirklich,
alle Welt sah es so.
Tolle hohe Auflagen hatten seine Bücher.
Schmeichelhafte Rezensionen waren
in den besten Zeitungen täglich zu lesen.
Genug Geld, um auch ohne Bücher,
ohne irgendetwas schreiben zu müssen,
ohne einen Finger krümmen zu müssen,
gut leben zu können,
hatte er auch.
Er selbst hatte auch kein schlechtes Selbstbewusstsein.
Er akzeptierte die Auflagen,
die Rezensionen,
das Lob als selbstverständlich.
Er sah sich so,
wie die Gazetten ihn sahen.
Und er schrieb und schrieb,
schnell, flüssig, elegant,
witzig, spannend.

Jahre, über Jahre.
Doch langsam, fast unmerklich legten sich Fragesätze
wie leichte Nebelschwaden über sein Schreiben.
Warum soll ich noch weiterschreiben?
Ich, Er-Ich, habe doch schon über vieles,
ja, eigentlich habe ich schon über alles nachgedacht
und geschrieben.

Liebe, Tod,
Hass, Freundschaft,
Einsamkeit, Verzweiflung,
Angst, Tod.
Diese Worte kamen ihm beim Überlegen spontan in den Sinn.
Warum gerade diese und keine anderen Worte?
Darüber machte er sich keine Gedanken.
Dass diese und keine anderen Worte ihm zuflossen,
das war einfach so,
das war ein Teil seine Genius, seines Logos.

Darüber sollte,
darüber musste man sich keine Gedanken machen.
Man musste das nicht so kompliziert sehen.

Doch so einfach war das nicht.
Die Worte schwirrten kreisnebelspiralig um seinen Kopf.
Sie summten, sie zirpten, sie blitzten,
sie augzwinkerten.
Doch er hörte und sah sie nicht.

Sie strömten einen verlockenden
herbstlich-paradiesischen Berggipfelduft aus.
Doch er roch ihn nicht.

Sie schupsstreichelten ihn und
steckten ihm heimlich kleine, süßsirenenhaft
fragenlockende, fragenhungrige Wortkaramelbonbons
in den Mund.
Doch er fühlschmeckte nichts.
Gar nichts.

Er fühlte dumpf das modrig himmlische,
steinern starre Gefühl des Vollendetseins.
Traurig, sehr traurig, landeten sie,
die so kraftvoll gedachten Worte,
wieder auf seinem Kopf.
Oh, wie gerne wären sie in wilder Streitsucht
hin- und hergerissen, hochgeschleudert,
niedergeworfen, gebeutelt
und mit sanft blauvioletter windhauchigem Veilchenduft
in nichtendenwollende, wirblige Denkwolken,
Denkstraßen, Denkberge,
Denkhöhen, Denkhöhlen entführt worden.
Doch nichts von alledem.
Gar nichts.

Nur dumpfsiedender ewig-gleicher Gedankenbrei
drehte sich in seiner Kopfschüssel.
„Ich habe doch schon über alles nachgedacht,
über alles geschrieben.
Alles ist für mich nur Wiederholung.“
Und so tropften seine Worte:
„Einsamkeit, Verzweiflung, Angst und Tod“
in sein Gehirn und zerflossen mit ihm
zu einer zähfesten Masse.
Nicht einmal ein Blubbern, ein Knistern,
ein Zischen, ein Brodeln
war mehr zu hören.

Nur zählebige Totenstille,
vollendete Totenstille.
Das war's!
Nur Wiederholtes zu denken,
das war der Tod.
Nein, schlimmer,
das war die Hölle.
Das war ihm plötzlich sonnenklar.
Und er kaufte sich entschlossen und ruhig
den Strick für seinen Hals.

„Der Tod ist die Erlösung
von der Hölle der Vollendung
und von der Hölle des Allwissens.“
Diese Worte schnitzte er in den Dachbalken,
bevor er sich an ihm erhängte.

Als der Strick ihm die Luft nahm,
kam ihm die Idee seines Lebens.
„Warum habe ich gerade vorhin diese Worte:
Liebe, Tod, Hass, Freundschaft, Einsamkeit, Verzweiflung, Angst, Tod,
warum habe ich gerade diese Worte gedacht?
Ich will darüber nachdenken.
Ich will jedes Wort in Denkpralinenpapier einpacken,
und es mir anschließend ausgepackt auf der Zunge zergehen lassen.
Ich will zu jedem Wort eine Geschichte, einen Roman schreiben.
Ja, einen 'Warum?-Roman' werde ich schreiben über diese Worte.“

Doch dann wurde die Seilschleife um den Hals enger und enger.
Es wurde dunkel und still.
Unheimlich still um ihn.
Vorbei!
Traurig, sehr traurig, purzelten die Worte aus seinem Kopf
und fielen zu Boden.
Sie krochen mühsam-schnaufend auf die Straße.
Vielleicht kam einer vorbei,
der sie aufhob und der nicht erst in letzter Sekunde
ihre Schönheit erkannte.

PS: Meiner Frau war der Schluss viel zu grausam, und so denke ich, dass ihrer zart-
besaiteten Seele folgender Schluss mehr behagen würde:

...

„Ja, einen 'Warum?-Roman' werde ich schreiben.“
Und bei diesen Worten fiel die Todeßchlinge von seinem Hals.

Freiatmend konnte er,
der die Gefilde jenseits des Lebens schon ahnend und fast sehrend berührt hatte,
schreiben, denken,
schreiben über das Warum,
denken über das Warum,
denken über das Schreiben
und schreiben über das Denken.

Vielleicht hatte er vom Jenseits Sokrates, Epikur und Zenon herübergebracht und ihnen in seiner Seele eine „Tun-Heimstatt“ gegeben.

Epilog

Erfolg hatte er, Erich.
Über alles hatte er schon nachgedacht.
Dachte er.
Und als unvermittelt Worte aus seinem tiefsten Innern an seine Denkoberfläche kamen, konnte er nichts mit ihnen anfangen. Er konnte sie nicht fragend erreichen, besehen, erhören, erschmecken, erfüllen, erdenken.
Er nahm sie nicht als das an, was sie in Wirklichkeit waren.
Denkprozesse für neue Denkeinblicke und Denkausblicke.
Und so blieb er der Gefangene seiner eigenen alten, höllischen Denkschablonen.
Erst im Sterben erkannte, begriff er den wahren, den kreativen Wert dieser Zufalls-
worte. Den Wert, den sie für ihn, für seine Zukunft hatten.
Doch es war zu spät.
Das neue Denken kam zu spät, um für ihn noch Früchte zu tragen.

Text für meine Frau:

Doch es war spät, aber nicht zu spät. Der Strick war nötig, um vom Hauch des Jenseitigen dießseits wieder beflügelt zu werden.

Die deutsche Sphinx

Der Dienstreiseantrag wurde von mir sauber, sorgfältig, ordentlich ausgefüllt,
gestempelt, bestätigt, geprüft, unterschreiben, weggeschickt.
Doch die Antwort, sie kam nicht.
Sie ließ auf sich warten.
Dies ließ mich bangen, fast bibbern, fast beben.
Und nachts träumte ich von Griechenland.
Ich wanderte nach Theben.
Auf den Weg dahin versperrte plötzlich eine drohende, kalte, nebelschleirig ver-
schwommene Sphinx den Weg.
Natürlich war mir klar, was sie wollte.
Ein Rätsel wollte sie mir stellen.
Konnte ich es nicht lösen, dann war ihre Stunde gekommen.
Dann würde sie mich aufsaugend verschlingen.
Doch gerade als sie ihre Rätselzunge zischzüngelnd ausrollen wollte, rief ich ihr
angstschweißtriefend zu:
„Bitte einen Moment noch! Laß mich erst einmal verschnauften.“
Da die Sphinx von Natur aus recht träge war, nickte sie behäbig.
„Es ist ja auch nicht weiter schlimm“, dachte sie, entkommen kann er ja sowieso
nicht.“
Doch jetzt hatte ich meine Chance.
Leise einschmeichelnd sang ich ihr ins Ohr:
„Du lustvolle, machtschwabblige Sphinx, du willst doch, dass ich dein Rätsel nicht
löse, um mich dann lustkauend zu nichten. Das kannst du gleich haben, wenn du es
willst. Nur, dein dümmliches Rätsel, das hör' ich nicht an. Es ist einerlei mir. Und
dein Trick ist längst mir bekannt. Nun beginn doch endlich dein Spiel. Doch du wirst
sehen, du spielst ganz allein, ohne mich.“
Mein Lied war zu Ende. Nun ging ich zu ihr hin, um sie mir einmal bei Licht anzuse-
hen. Doch außer ein paar Nebelschwaden war nichts da, nichts mehr vorhanden.
Am nächsten Morgen nahm ich mir einen Tag frei, um Willi, meinem Freund, bei der
Traubenernte zu helfen.
Aus dem Dienstreiseantrag faltete ich eine Schwalbe und schenkte sie dem jüngsten
Kind von Willi zum Spielen.

Epilog

Nichtproduktive Produkte oder Handlungen (Akreativität) können nur dann ihre
akreativen Folgewirkungen entfalten, wenn wir sie annehmen, wenn wir uns mit ih-
nen befassen.
Wenn wir sie jedoch links liegen lassen,
sind sie nichts,
sind sie nicht geboren.
Dann beleidigen, bedrücken, belästigen und behindern sie nicht den Kreativen in
seiner Kreativität.

Der blinde Forscher

Wunderbare, einmalige Entdeckungen hatte er, der weltberühmte Forscher, gemacht.

Das Sehen spielt sich gleichzeitig im Gehirn und außerhalb des Gehirns ab.

Dieser Vorgang wurde durch ihn aufgeklärt.

Er hatte die Informationsvernetzung der Luftmoleküle mit dem Sehvorgang entdeckt.

Die Einführung der Netzhauttransplantation ging auf seine Anregungen zurück.

Das Doppelt-Lernen hatte er eingeführt. Durch Speziallinsen konnten das rechte und linke Hirn lernmäßig getrennt angesteuert werden. Die Lernzeit wurde so um die Hälfte verringert.

Dank der von ihm eingeführten sehr milden Genmanipulation konnten die Erblindung und überhaupt die Schäden, die infolge Diabetes (Zuckerkrankheit) am Auge auftraten, verhindert werden.

Und jetzt, jetzt war er auf dem besten Wege, die phantastischste Erfindung seines Lebens zu machen. Er versuchte einen künstlichen Netzhautring zu züchten. Den wollte er den Menschen um den Kopf legen und sie mit einem Rundumblick beglücken.

Außerdem machte er damit das in seinen Augen recht einfach gebaute ursprüngliche Auge überflüssig.

Und gerade jetzt wollten ihm ein paar Ethikbesessene seine Forschung untersagen. Das war einfach unerhört, so kurz vor dem großen Ziel.

Unerhört auch deshalb, die Kommissionsmitglieder hatten nicht mal Abitur.

Sie waren somit überhaupt nicht in der Lage, seine richtungsweisenden Erkenntnisse entsprechend zu würdigen.

Schlau wie er war, beugte er sich sofort der Entscheidung.

Nur kein Misstrauen erwecken.

Nachts wurden die Labors umgebaut und alle mit neuen ethikgerechten Schildern versehen.

Und dann machte er weiter.

Alleine, verbissen, getrieben, getrieben von dem einen Gedanken,

er will, er wird, er muss die Menschheit beglücken,

er, der netzhäutige Menschheitsbeglucker.

Und er forschte und forschte und forschte.

Irgendwann war dann sein künstlich gezüchteter Netzhautring serienreif.

Er betrachtete ihn, betastete ihn, beklatschte ihn, und er sang und tanzte im Kreis herum wie Rumpelstilzchen.

Seit 10 Jahren hatte er dies nicht mehr gemacht.

Jetzt war plötzlich die Erinnerung da an die Regenwurmzeit.

Als kleines Kind hatte er einmal einen Regenwurm aufgesammelt,

und er hatte ihn anschließend solange geteilt, bis nichts mehr an den Teilen zuckte, sich nichts mehr bewegte.

Dortmals fühlte er sich stark.

Dortmals fühlte er sich als Gebieter über die Regenwürmer.

Komisch, dass diese idiotisch kindische Geschichte ihm jetzt in den Sinn kam.

Schon 60 Jahre hatte er nicht mehr daran gedacht.

Auch darüber lachte er.

Jetzt war er soweit, jetzt musste er den Netzhautring ausprobieren.

Natürlich an sich selbst.

Er operierte ihn sich sorgfältig ein.

Und dann?

Er sah alles, was um ihn vorging, auf einmal.

Einmalig, wunderschön, phantastisch!

Es hatte geklappt.

Er war der Gebieter des Sehens.

Dann stach er sich mit einem Ruck die alten nutzlosen ursprünglichen Augen aus.

Doch als er gehen wollte, merkte er, er konnte nicht gehen.

Da er alles auf einmal sah, konnte er sich auf nichts vor ihm Liegendes konzentrieren.

So konnte er alles sehen, aber er konnte sich nicht sinnvoll bewegen.

Als er dies erkannte, nahm er langsam, bedächtig den Netzhautring ab.

Jetzt war er blind, endgültig blind.

Aber seine Träume, die hatte er sich nicht zerstört.

Er träumte, ja, eigentlich seit ewigen Zeiten, ohne je richtig wach geworden zu sein.

So wurde er wieder das, was er ursprünglich immer schon war,
ein blinder forschender Träumer.

Epilog

Kreativität überschreitet oft den Bereich des normal Üblichen.

Manche meinen sogar, sagen zu müssen, in manchen Bereichen sei folgender Spruch vertretbar:

„Kreativität ist verantwortbare Illegalität.“

Kreativität muss immer, soweit es möglich ist, die Zukunftsveränderung mitbedenken, die durch die kreative Handlung ausgelöst wird. Für die Folgen, die ein kreatives Produkt auslöst, muss die Verantwortung übernommen werden. Demnach können wir heute von einer „Produktfolgehaftung-Ethik“ sprechen.

Der blinde Forscher handelte unverantwortbar, illegal.

Er war kriminell und er war auch akreativ, da sein Handeln die anderen, die Umwelt, die Zukunft beeinträchtigte.

Die weihnachtlichen Kriegsgeschenke

Die letzten Worte: „Friede auf Erden ...“ des Pfarrers und die Klänge des „Oh du fröhliche ...“ - Liedes im Ohr, gehen wir nach dem Krippenspiel in den Gemeinschaftsraum.

Schön war es wieder, wie immer.

Alle wünschen wir uns frohe Weihnachten.

Wir sind dreizehn Mitspieler, somit ist achtundsiebzig Mal ein weihnachtliches Händeschütteln fällig. Ich schüttele, angeregt durch dieses Ritual, verwirrt den Kopf mit.

Warum achtundsiebzig oder mehr Handschüttelpäckchen?

Klar, als Zeichen der Liebe werden Geschenke gemacht.

Als Zeichen der Liebe?

Nur aus Liebe?

In meinem sich immer noch hin und her bewegenden Kopf, hin und her denkenden Kopf formt sich der Gedanke: Nicht nur Liebe, sondern auch Zwang steckt dahinter. Und dann sagt jemand in meinem Hinterkopf ganz leise: „Sieh das doch ein. Und du kannst dann über dein kleines zwanghaftes Geschenklein fröhlich lächeln.“

Und es dachte wieder in mir:

„Das Schenken ist demnach dem Austausch diplomatischer Beziehungen gleichzusetzen. Schenken wir nichts, kommt dies einem Abbruch diplomatischer Beziehungen gleich. Weihnachtsgeschenke sind also doch Kriegsverhinderungsinstrumente im persönlichen Bereich.“

Und dann kommt meine geölte Denkmaschine in Stottern, und sie bringt nunmehr nur noch einige zusammenhanglose Worte mir ins Bewusstsein:

„Vielleicht, manchmal, nicht immer, nicht ausschließlich, meist und Gott sei Dank, meist ist doch ein klein wenig Liebe dabei.“

Aber vielleicht, jetzt sind die Betrachtergedanken wieder flüssiger, sollten wir mal in einer Weihnachtszeit eine Geschenkverschnauaufpause einlegen.

An der nächsten Weihnacht könnten wir dann wieder mit viel mehr Liebe beschenken und, ja, und liebevoll über unseren kleinen Schenkzwang lächeln.“

Wir haben das ausprobiert, und es hat einfach nicht geklappt, und auch darüber lächelten wir fröhlich zur Weihnachtszeit.

Epilog

Brauchtum kann zum bloßen Ritual erstarren.

Reflektieren wir darüber und bleiben dann leicht spitzbubenhaft lächelnd trotzdem beim alten, ist dies eine hochkreative Handlung. In ihr stecken gleichermaßen Relativierung, Reflexion, Entscheidung, Humor, also typisch menschliche Eigenschaften.

Der Gänseblümchenkompass

Lebenslang lernen!

Wie, ja, wie begeistert nahmen wir den Spruch auf.
Wir formten ihn zum Segel, zum Segelschiffe um.
Wir fuhren mit ihm zu neuen Gefilden, zu neuen Ufern,
zu herrlichen Stränden des Staundenkens hin.

Doch dann eines Tages schnappte die Falle zu.
Aus unerfindlichen Gründen hatte der Spruch Spaß
daran gefunden, an einem Mauseloch aus und ein zu gehen,
raus und rein zu schweben.
Doch das Gebäude gehörte dem Kultusministerium.
Und die hatten eine Mausefalle aufgestellt.

Und als der Spruch wieder einmal neugierig lugend
an der Falle vorbei zog und aus lauter Neugierigkeitsfreude
zu lange am Speck schnupperte, schnappte die Falle zu.
Der Spruch war gefangen.

Ach, wie waren die im Ministerium glücklich und aufgeregt zugleich.
Ein Ideechen hatte sich bei ihnen eingeschlichen.
Zwar nicht auf dem Dienstweg, aber immerhin!
Sie hegten und pflegten das Sprüchlein,
begossen es und gaben ihm zu trinken und zu essen, soviel es wollte.

Und der Spruch fing an, sich allmählich wohl zu fühlen.
Allmählich wuchs er sich aus zu einem stattlichen Baume,
zu einem Konservenbaum.
Und in den Konservenfrüchten wurde immer mehr Gedachtes gespeichert.
Und das sollten die Menschen draußen als Konservenobst tagtäglich verzehren.

Und dann kamen die Bestimmungen des Ministeriums.
Es war phantastisch!
Man konnte in ihnen wie in einem Meer baden.
Aber schon hier musste ich mich leider schon entscheiden.
Entweder konnte ich die Vorschriften lesen,
oder ich konnte die Denkkonserven verspeisen.
Beides auf einmal ging nicht.

Und wie traurig war ich.
Wie gerne hätte ich doch alles gewusst,
alles, überhaupt alles gelesen.
Nun, nach langem innerem Ringen entschied ich mich
für die herrlichen Denkkonservenfrüchte.
Und sie schmeckten so süß!
Ich war richtig süchtig nach ihnen.
Ich wollte immer mehr von ihnen.

Und während ich aß und aß,
wurde ich alt.
Und während ich aß und aß,
wuchs das Konservenbäumchen und wuchs.
Es wuchs sich zum riesigen Dinosaurierbaum aus.
Doch dann war ich satt.
Ich wollte einfach nicht mehr essen.

Doch der Baum, er wuchs und wuchs,
wie eine tausendköpfige Hydra.
Kaum hatte ich eine Konserve verspeist,
schon wuchsen zwei neue nach.
Als ich mich im Spiegel betrachtete, tat ich mir leid.
Ich war weißhaarig, ein Greis, geworden.
Und immer noch aß ich nur und aß,
und ich ruhte nicht aus.

Und der Baum schluckte alles Sonnenlicht.
So konnte ich mich nicht einmal mehr richtig bräunen.
Dann hackte ich und sägte so lange am Stamm herum,
bis der Baum krachend umfiel.
Ein Segelschiff war schnell daraus gezimmert.
Und ich fuhr von unserer Insel weg,
von unserer Insel los.

Doch das Holzboot drehte sich gegen den Wind,
es hatte kein Ziel.
Es fuhr auf die Insel zu und zerschellte an ihr.

Als ich die Reste der Schiffplanken beiseite räumte,
sah ich ein Gänseblümchen.
Es stand einfach da,
aufgeweckt und klar.
Es wurde mir ganz warm ums Herz.
Vielleicht war das Gefühl ein Glücksgefühl.
Ich wusste es nicht mehr,
ich hatte es vergessen.

Aber ich wollte es gerne wieder nachlernen.
Und so betrachtete ich oft, öfters die Blume.
Warum sie mich beim Betrachten immer mehr
an einen Kompass erinnerte
und ihm auch immer ähnlicher sah,
das konnte ich mir nicht erklären.
Aber eigentlich wollte ich den Grund auch gar nicht wissen.

Epilog

Jede kreative Idee kann zur Akreativität umgewandelt werden (metamorphosieren), wenn sie administrativ eingefangen und mit einem vollendeten Regelwerk überzogen wird. Dann bleibt keine Luft mehr zum Atmen, keine Lust mehr zu einem juchzenden Seitwärtshüpfer. Die Höhe der Selbstbeschränkung der Administration dürfte mit der Höhe der allgemeinen Kreativität direkt gekoppelt (korreliert) sein.

Somit gehörte heute in jeder administrativen Stube der lateinische Leitspruch aufgehängt:

Quidquid agis
prudenter agas
et respice finem.

Was immer du tust,
tue es klug
und bedenke das Ende.

Der Golddialog

Keine fünf Minuten saßen wir zusammen,
schon ging es wieder los.
Doch die ersten fünf Minuten,
sie waren schön,
umhüllend, warmherzig.

Wir erzählten schwatzlachend Geschichten,
schlürfprosteten Wein,
kuschelten uns in unsere Worte
wie in einem Heißluftballon ein.
Und fühlten uns wohlig zufrieden,
samtpfotenglücklich.

Doch dann kehrten sie wieder,
die Leierworte,
die Wiederholerworte,
die Worte, wie von einer hängengebliebenen,
krächzenden Schallplatte;
„Geld, Sparen, Sparen, Geld, Sparen.
Man kann sich ja was leisten,
man hat's ja.
Beim Geld hört die Freundschaft auf.
Sollen die, die da, der da,
die anderen erst einmal so rackern,
sich so abrackern wie wir selbst,
dann können sie mitreden.
Beim Geld hört die Freundschaft auf.
Sparen

Diese abgegriffenen, abgedroschenen
Leierkasten- Drehorgelworte verfolgten mich,
Egon, bis in die Küche,
zwischen an mich heran, versuchen, an mir zu kleben
und fielen langsam, bedächtig, verdächtig langsam an mir herunter.
Listigäugend, ob sie sich nicht doch noch irgendwo
festbeißen könnten.

Wie ein Aborigin, ein australischer Ureinwohner,
kam ich mir vor,
der bei den Goldgräbern zu Gast war.
Er, der Aborigin, lachte über sie, die Goldgräber.
Gold war nichts zum Essen, nichts zum Trinken,
nichts zum Feiern, nichts zum Reden, nichts zum Singen.

Es war vielleicht gut, um eine Treppe zu bauen,
es war vielleicht gut, um eine Kugel daraus zu formen,
es war vielleicht gut dazu, eine Schüssel daraus zu formen,
aber es war nicht gut, so lange danach suchen und graben zu müssen.
Also nahm er, der Aborigin, Lehm.
Das war einfacher und weniger mühsam, beßer.
Sie, die Goldgräber, hatten offensichtlich
vom wirklichen Leben keine richtige Vorstellung,
ja, nicht einmal eine Ahnung.

Und sie, die Goldgräber?
Sie lachten über den Aborigin, den Wilden, den Dummen.
Gold, die Erfüllung aller Träume.
Alles konnte man sich dafür kaufen,
alles.
Dafür lohnte es sich schon mal
zu schuften, krank zu werden,
zu sterben
Nein, sterben natürlich nicht.
Aber wenn einer starb, hatte er natürlich Pech gehabt.
Berufsrisiko!
Aber wenn man durchkam, hatte man alles, was man brauchte.

Und er, der Aborigin,
der so Wilde,
der so Dumme,
lächelte kopfschüttelnd über sie.
Sie, die Goldgräber, hatten offensichtlich vom wirklichen,
vom glücklichen Leben
keine richtige Vorstellung,
ja, nicht einmal eine Ahnung.

Das Teewasser kochte über,
verbrühte meine Hand,
schreckte mich auf.
Im Zimmer sah ich sie immer noch sitzen,
schwallartig, schwappschnappend labernd reden.
Und ich sah sie, die Worte:
Geld sparen, Geld sparen.
Sie rollten geldsilbrig aus ihren Mündern,
breiteten sich krebsartig auf dem Fußboden aus
und hüllten sie ein,
überzogen sie mit goldflimmerigen Staub,
bis ihre Gesichter erstarrt, unkenntlich waren.
Alle hatten dasselbe goldgelbe Geldmaskengesicht.

Die hundert Scherben, in welche das Teeglas
mit lautem Knall auf dem Fußboden zersplitterte,
schreckte sie und mich aus unserem Traumland auf.
„Übrigens“, so sagte ich,
„das nächstemal lade ich euch nur die ersten fünf Minuten ein,
da gefällt es mir am besten, da ist es schöner mit euch.“
„Und billiger!“, lachbrüllten alle anderen im Chor
und schlugen sich wegen dem gelungenen Witz
kicherprustend auf die Oberschenkel.
Eigentlich hatte ich jetzt genug von ihnen.
Raus,
weg, nichts wie weg,
Rausschmeißen!
Banausen, elende!
Da, plötzlich sah ich eine Wolke langsam an mir vorüberziehen,
und der Wilde, der Aborigin, und die Goldgräber
winkten mir schwatzlachend zu.

Es war unglaublich,
sie unterhielten sich.
Ich setze mich vor Schreck hin.
Sie, meine alten Freunde, waren noch gar nicht aufgestanden,
sie hatten nichts gesehen, nichts bemerkt.
Langsam bedächtig begann ich zu reden, zu schwatzen.
Langsam bedächtig begannen sie, meine Freunde, zu reden, zu schwatzen.
Es wurde eine lange, eine anstrengende Nacht.
Keiner redete mehr von Geld,
keiner redete mehr von den ersten fünf Minuten.

Epilog

Einseitig kann das Denken den Sinn, die Sinnfrage abtöten, zerstören.
Egon erfuhr das schmerzlich, als seine Freunde, wie immer, vom Geld, von ihrem
Geld protzredeten.
Einseitig!
Er, Egon, war da ganz anders.
Er war ja, so dachte er, der einzige, der dies alles durchschaute.
Einseitig!?
Erst eine Bildvision ließ ihn erkennen, dass keiner,
weder seine Freunde noch er im Besitz einer Denkwahrheit waren.
Sie, die mühsame Erkenntnis einer vorläufigen Wirklichkeit, kann man sich erha-
schen, wenn man zusammen ist, zusammen isst, zusammen redet, zusammen strei-
tet; es ist eine immer natürlich vorläufige Redeschwatzwahrheit.

R Reue

Die reuigen Sünder vom Dienst

Alle freuen sich auf Weihnachten.
Jeder hat bestimmt einen oder mehrere Gründe.
Die Römer im dritten Jahrhundert freuten sich,
dass das Christentum Staatsreligion wurde.
Die Kreuzfahrer freuten sich, dass sie im nächsten Jahr
für etwas Sinnvolles, Grauselig - Grausames kämpfen konnten.
Die Kirchen freuten sich,
dass sie Galilei verurteilen und es bereuen konnten,
dass sie Hexen verbrennen und es bereuen konnten,
dass sie Kreuzzüge führen und es bereuen konnten,
dass sie den 30 jährigen Krieg anzetteln und es bereuen konnten,
dass sie Waffen segnen und es bereuen konnten,
dass sie gestern, heute und morgen politische Ideen verfechten und predigen
und nicht wissen, dass sie es morgen bereuen könnten,
dass sie dem Staat umfunktionieren wollen
und nicht wissen, dass sie es morgen bereuen könnten.

Dass sie modernd alte Gedanken zur Scheinblüte bringen
und es bereuen könnten.
Dass sie, die jungen wortmächtigen Prediger,
die Kanzel als ihr Machtinstrument nutzen, um die Gläubigen nach ihrem Sinn,
den einzigen, den sie kennen,
den einzigen, den sie anerkennen,
selig werden lassen wollen und müssen,
um nicht selbst verzweifelt an sich selbst zu verzweifeln,
und um zu reifen.

Kurzum!

Dass sie die Kanzel als ihr eigenes Werkzeug gebrauchen
und es in Zukunft bereuen könnten.

Immer wurde und wird die christliche Botschaft umgeschmiedet
zum wortfeuerigen Schwert.

Und dann?!

Ja, dann

Übrigens -

und das Bereuen fällt leicht, sehr leicht.

Ja, wieso und warum?

Wenn das Schwert wird ein Schwertlein, wird die Macht ein Mächtlein.

Aber sie ging und sie geht nie ganz verloren.

Erst die machtlos arme Kirche wird im „Du“ mächtig sein,
und sie wird dann nicht mehr soviel zu bereuen haben.

„Und das habt zum Zeichen:

Ihr werdet finden das Kind in Windeln gewickelt und in einer Krippe liegen.“

(Lukas 2, 12,)

Epilog

Reue ist Erkennen und Verändern Wollen von eigenen Unzulänglichkeiten.

Nicht um des Machterhaltens willen sondern um meiner selbst, meiner Weiterentwicklung willen.

S Studentenphilosophie

Philosophieunterricht beim Zahnarzt

Bohrender Schmerz am Backenzahn.
Kein Weg geht daran vorbei.
Ich komme einfach auch nicht daran vorbei.
Ich, ich gehe, ich muss zum Zahnarzt gehen.
Freundlicher, netter Empfang,
Hintergrundmusik,
entspannende Atmosphäre.
Der Einstich der Betäubungsspritze - kaum gespürt.
Der Bohrer, kein Schmerz - nur das hohe Geräusch stört.
Meine verkrampften Hände entkrampfen sich allmählich.

Nach der Behandlung:
Ein Schlückchen Kaffee täte jetzt gut,
würde jetzt gut tun, tut jetzt gut,
denke ich.
Dabei verschlabbere ich viel.
Die Lippe ist ja noch betäubt.
Ich kann sie nicht spüren,
nicht mit ihr umgehen.
Sie ist nicht tot, sie ist nicht lebendig,
sie ist einfach nicht da.
Sie fehlt einfach.
Doch dieses Fehlende, dieses fehlende Nichts,
dieses nicht vorhandene Etwas
beeinflusst, belästigt mich ziemlich stark.
Beim Mundausspülen bespritze ich den Spiegel.
Das Nichts, das Nichtvorhandene, das in mir Abgetötete,
nein, das Betäubte hindert mich in meinen Handlungen,
hindert mich in dem, was ich will, was ich bezwecken will.
Ich trinke noch einmal.
Doch jetzt trinke ich anders.
Ich betrachte meinen rechten Mundteil,
dann, fühle ich und berechne die Form
des nichtfühlbaren linken Mundteils.
Ich ziehe das Nichtlebbare, Unfühlbare,
aber stetig Vorhandene in Betracht,
beachte es,
und jetzt kann ich wirklich ohne Mühe trinken.
Ein interessantes, taufrisches Trinkgefühl.
Eigentlich müsste jeder Philosophiestudent vorm
Studienbeginn zum Zahnarzt gehen.

Epilog

Reflexion über Alltägliches,
so begann im alten Griechenland die Philosophie,
so sollte sie bei jedem von uns immer wieder neu beginnen.
Das „Zahnarztbeispiel“ zeigt, dass man über dieses Erlebnis bei exakter Analyse
eine ausführliche philosophisch-neurologisch-neurophysiologische Abhandlung
schreiben könnte - oder vielleicht müsste!?

T Tod, Trauer und Hölle

Die sprechende Tote

Still, müde, schlaff sitz' ich da.
Schmerzen, nein, Brennen
hab' ich in den Gliedern, den Beinen.
Gestorben war sie,
ja, einfach gestorben,
ja, einfach nicht mehr da.
Unglaublich!

Obwohl ich Lehrer bin,
kann ich jetzt keinen vernünftigen Gedanken fassen.
Ich denkstakse einfach so vor mich hin.
Als ich sie im Sarg betrachtete,
wie sie friedlich dalag,
glaubte ich einen Augenblick,
sie müsse doch die Augen aufschlagen können.
Einfach aufschlagen,
und es ginge weiter in unserem Leben
wie bisher.

Aber nein!
Sie ließ sie einfach zu.
Sie blieben einfach zu.
Sie war eigentlich nicht tot.
Sie war, und sie war nicht.
Eigenartig war es schon.

Als wir uns gestern Abend,
bevor sie den schrecklichen Autounfall hatte,
noch etwas unterhielten,
kam ihr so ein Quergedanke durch den Kopf geschossen.
„Angenommen“, sagte sie,
dann hielt sie inne
und zögerte für den Windhauch einer Sekunde,
„angenommen“, sagte sie erneut,
„ich wäre nicht mehr da, ich wäre gestorben,
warum wärst du dann traurig, Egole?“
Jetzt musste ich einfach lachen.
Es klang zwar etwas scheppernd, aber ich musste lachen.
So eine verdrehte Frage hatte ich noch nie gehört,
so eine verdrehte Frage wurde mir noch nie gestellt,
so eine verdrehte Frage hat sie mir noch nie gestellt.

„Warum lachst du denn?“, fragte sie mich dann sehr ernsthaft.

Ich war immer sehr ehrlich zu ihr.

So sagte ich:

„Wahrscheinlich aus dreierlei Gründen.

Du hast ein Thema angeschnitten,

über das man normalerweise nur redet,

wenn man es mit großen Erklärungswortlawinen einleitet.

Deine direkte Frage hat ein Verlegenheitslachen bei mir ausgelöst.

Du hast eine Frage gestellt, deren Sinn ich nicht verstehe.

So habe ich gelacht, um ein Unverständnis zu vertuschen.

Und du willst doch eine Antwort, nehme ich an?

So habe ich gelacht, um Zeit zum Überlegen zu gewinnen.“

„Eigentlich ist es schade für das Lachen!“, sagte sie.

„Was ist schade,“ fragte ich etwas verwirrt.

„Eigentlich ist es schade“, antwortete sie,

„dass du drei Gründe für das Lachen hast,

aber nur einmal lachen kannst.

Eigentlich wäre es gerecht, wenn du jeden Grund
getrennt belachen könntest.“

„Aber vielleicht habe ich dafür lauter gelacht“, warf ich ein.

Mit dieser Antwort gab sie sich nach kurzem Überlegen,

ihre Augen blickten dabei nach links oben, zufrieden.

Sie vergaß aber niemals etwas,

und nachdem wir diesen kleinen Denkfrageschlenker

im beidseitigen Einvernehmen erledigt hatten,

kam sie sofort auf ihre ursprüngliche Frage zurück.

„Angenommen“, fragte sie leiszärtlich, bestimmt,

„ich wäre nicht da, ich wäre gestorben?

Warum wirst du dann traurig sein, Egole?“

Dreimal hatte ich schon auf eine Frage geantwortet.

Jetzt sollte ich sie eigentlich einmal beantworten.

Und so antwortete ich auch für sie recht unerwartet:

„Jetzt zu sagen, ‘weil du nicht mehr da bist,

weil ich mir ein Leben ohne dich nicht vorstellen kann’,

diese Routineantwort wirst du vielleicht erwartet haben.

Und diese Antwort wird dich wahrscheinlich nicht zufrieden stellen.“

Und dann entfernte ich die Frageschlinge dadurch,

dass ich sie einfach nicht nur abstreifte, sondern sie elegant zurückwarf und dabei
fragte:

„Warum glaubst du denn, dass dein Egole traurig ist?“

Sie bemerkte natürlich meinen Wurf, aber sie lächelte darüber und antwortete
schlicht und locker und freundlich:

„Ich glaube, du bist traurig, nicht, weil ich nicht mehr da bin, sondern weil du jetzt
alleine bist, weil du dann alleine das Leben meistern musst. Die Hälfte von dir ist
dann weg, du trauerst um das Leben, dass du jetzt nicht mehr führen kannst.“

Und danach verabschiedete sie sich, um das Auto in die Reparaturwerkstatt zu bringen. Und jetzt war sie wirklich nicht mehr da.

Und ich?

Ich trauerte wirklich aus dem Grunde, den sie mir gestern abend gesagt hatte.

Aber plötzlich sagte sie in mir:

„Nun, Egole, wie packst du's jetzt weiter an?“

Und langsam, stockend erzählte ich es ihr.

Irgendwie war ich dann nicht mehr ganz so traurig.

Aber warum hatte ich erst jetzt, seit gestern gelernt, mit ihr zu reden?

Wenn ich morgen zu ihr auf den Friedhof gehe, bin ich schon jetzt auf ihre Antwort gespannt.

Epilog

Viele Gründe gibt es, den Tod eines Menschen zu betrauern.

Wir erfahren einen egoistischen, aber oft vorkommenden Grund in der Geschichte.

Das Gespräch, das Selbstgespräch, zeigt, dass die Trauerarbeit begonnen hat,

dass man den Partner wirklich geliebt hat,

dass er nicht nur unwiederbringlich,

sondern dass er in seiner Art unersetzlich ist.

Das Ende im Maschinenpark

Oh!

Er lebt noch, gerettet,
der Onkel, der Bruder, der Vater, der Sohn.
Da liegt er da, maschinengerettet,
intensivinfundiert und beatmet
auf der Medizintechniktotenstation.

Hoffnung ist nicht,
ist schon lange nicht mehr.
Doch ich, Arzt-Pfleger-Schwester,
ich bin ein Maschinenparkmeer.
Ohne Licht, ohne Licht, ohne Licht.

Doch ich dreh' sie, die Schrauben,
die Knöpfe, die Hebel.
Und mein Kopf ist ganz leer, ist ganz leer.

Ich lasse es rattern,
und ich werd', was ich bin,
ein Maschinengewehr.

Und meine Schüsse?
Sie peitschen durch den Körper
die Wassernährflut.
Und er, der lebende Tote,
er zuckbäumt sich still auf
voll verzweifelter Wut.
„Oh, sieh! Welche Hoffnung,
ein leichtes Zuckbeben.“
Und das, das nennen wir Leben.

Wir, wir wollen doch das Beste,
doch maschinenparagraphegeblendet,
tun wir dummlich das Schlimmste,
und das immer feste, ja feste.

Und wir machen kein gnädiges Ende.
Mitleid?!

Ehrfürchtiges Mitleid uns sende.
Denn wir sind am Ende, ohne Wende,
ohnmächtig, ohn' Wende.

Epilog

Tagtägliche Diskussionen über humanes Sterben!
Auch wer, wann, wo gestorben wird, wollen wir bestimmen.
Wenn wir das Sterben regulieren, regeln wir gar nichts.
Jeder Patient ist ein einzelner, ein Individuum.
Wann was gemacht wird oder abgestellt wird,
ist jedes Mal neu, ein Ringen um die echte, um die richtige,
um die verantwortbare Entscheidung.
Kein Gesetz kann dieses „Ringen um“ ersetzen.
Vielleicht war dann die Entscheidung richtig, wenn Sätze, wie
„Hätte man nicht doch?!“,
„Aber ich glaube, nein?!“,
die Zögerlichkeit, die Unsicherheit, die Verantwortung aufleuchten lassen.

Gedanken beim Sterben?

Eingefangen, eingemauert in das Leben,
lös' ich's endgültig mit Beben.
Und ich seh' nicht den Regenbogen,
ich seh' ihn nicht,
ich sah ihn nicht,
ich werde ihn nicht mehr sehen,
und ich sterbe.

Sterbend will ich alles Leben leben.
Es zieht mich grundlos
auf den Grund des Meeres.
Vergebens Vergeben,
gleitendes Auf und Ab
entschwindet,
vielleicht entschwindet es auf das Grab?
Die Freude am grenzenzerfließenden schwimmenden Ich,
vielleicht gebierst du im Sterben den unsterblichen Fisch?

Die schnellende Totzeit

Jede Zeit hat ihre Zeit,

sagt man.

Die gute alte Zeit war gemütlicher, langsamer,

sagt man.

Die Kinderzeit verging, verging langsamer,

sagt man.

Die Heutezeit wird immer schneller,

fühlt man.

Die Zeit der Greise, der alten Menschen,

vergeht immer schneller, erzählt man.

Die Heutezeit wird schneller, schnellende Zeit,

die Heutezeit wird zu schnell zur Todeszeit,

sagt man, erzählt man, fühlt man

und trauert man.

Die spurlose Hölle

Welliges Meer,
bis an vormals himmligen Horizont sich ergießend,
wurde verwandelt.

Der kristallklare Bach zur trübschwarz
undurchsichtigen Brühe geworden.
Und ich tauchte ein, auf Höllenboden geworfen,
sah ich aufwärtsblickend weder Anfang noch Ende
des himmelverschließenden giftgasigen Meeres.

Meine aufsteigend leeren Gedanken,
sie prallten zurück auf den Boden
und krochen verletzt,
dampfheißbrütend, wurmförmig einher.
Die traurigen Augen sind unendlich sulzig ummantelt.
Die Augen, sie sind nicht tot und nicht lebend.
Die Augen, unerreichbar für alles und jeden.
Die Augen, reglos auf den Boden gedrückt unter dem Meer,
sie senden unendlich dünne, unsterblich seidenförmige Äuger
durch das giftbrütend verbrühende,
das Gestern, Heut' und Morgen nichtende Naß nach oben.
Und von dort berichten sie voll dumpfem Entzücken
über das regende, hoffnungsfreudige Steigen
der grünen Blätter zur Sonne.
Diese Worte gebären bei dem niederliegenden Menschen
aufsteigend-fallende Hoffnung in einem.
Er fühlt sich aufs Rad gespannt und dauernd gevierteilt
im abwärtigen Schwarz.
Auch der Mund ist hoffnungsverzweifelt,
hilflos weinend nach dem unendlichen Unten gewandt.
Seine Augen blicken hoffnungsverzagend nach unten.
Neue Hoffnung gebiert nur versagendes, verzagendes Fallen.
Keine Verwandlung zum fliehend-fliegenden Fisch ist mehr möglich.
Nur eines ist da:
Fallen und Hoffen.
Allesverzehrende Hoffnung und langsam gleitendes tonloses Fallen
ins lichtleere Nichts,
unbemerkt von lichtleeren, nichtigen Spuren
der anderen Gefährten der Hölle.
Doch immer, immer und immer hoffnungslos hoffend,
zielgrundlos fallend in eigener unlichtiger Röhre.
Nicht Anfang, nicht Ende,
nur kreisendes Fallen.
Zeitnichtiges, körperlos hoffendes,
hoffnungslos verzweifelt kreisendes Fallen und Fallen
ins unendliche, starrbrüchige, nicht mal glucksende Nichts.

Epilog

Die Hölle, wenn sie ist, ist sie hier und jetzt:
Im Starren,
Unwandelbaren,
Reuelosen,
Schuldigen,
im schuldlos Hoffnungslosen.
Erlösung oder Tod beenden gnädig die Qual.

V Verwegenes Leben

Der schwindende Wanderweg (in Hexametern zu lesen)

Der Wanderweg, sonnenbeschiene,
er freute sich seines Lebens.
Pfiff still vergnügt vor sich hin
und ließ Blumen und Gräser
und Steinchen
im Wind des Fang-mich-Spiels spielen.
Er ließ sich den Rücken genüsslich
voll aalwindender, juchzender Quietschlust
vom wegrandig, stachelkitzlig, brombeerigen Busche
massieren.
Und einem Seit'pfad zwinkert schmitzlächelnd
er zu,
der grad' am Teichtümpel sich ernsthaft
mit Karpfen bespricht.

Doch die rosenumschlungene, rosenmundige Laube,
sie war ihm von allen Dingen am liebsten.
Er sog berauscht den betörenden Duft ein
und hörte die Liebenden flüstern.
Leise natürlich, wie sich's gehört.
Und er war mit ihnen ein Leib,
und sie waren verschlungen in ihm.

Doch auch der Toppelbruder, der Gammler, der Hippie,
ja, sie alle waren,
sie alle waren ihm alle willkommen.
Und wenn sie legten ihr Haupt
an dem Rande des Weges,
um sich vom Schlummer erquicken zu lassen,
so deckt' er warmwindhauchzärtlich sie zu
und hielt Wacht,
auf dass kein Leid ihnen im Schlaf widerfahre.

Und auch der tränenbenetzte Sorgwanderer
mit schleppendem Schritt,
auch ihm gehört sein mitfühlend' Herz.

Bei ihm ließ er braussauspeitschen
den wütigen Wind,
bis der Kopf vom Kummer gereinigt
und die Aug' klar nach oben,
nach vorne gerichtet,
die dann die Wolke, den Sperling
lautjuchzend begrüßt.
So verging die windwogige Zeit wie im Fluge,
und er, der Weg, ward zufrieden auf immer.

Epilog

Leben heißt unter anderem,
für den anderen manchmal da sein:
Denn die Liebe, die du gibst,
kehrt ins eigene Herz zurück.

Der schmelzende Schneemann

(in Hexametern zu lesen)

Als schmelzender Schneemann in grünwiesigen Sonnengefilten
schreit' ich sehrend nach nichts und nach allem dahin.
Nach langem Harren in starrer Winterskälte
fällt ab die Müh' des aufrechten Wartens von mir.
Zergehend, zerfließend, bemerk' ich endlich mich selbst,
wie ich war und werde zukünftig sein.
Wasserpfützen bedecken mein Haupt
und spiegeln den spiegelnden Strahl in der Mitte,
der mir als Aug' gedacht
und als Aug' wasserabtropfend geformt.
Sehrend, dass mein Wasser die augenknosprigen Triebe
der sich streckenden Linde erquickt.
So entrollt sich mein zukünftig Wirken und Sein
auf blütenteppicher Wiese.
Lebensspendende Kraft des Lindenbaumes werde ich sein.
Erst lindenes Auge, dann sonniges Blatt,
dann dunstige Wolke, dann wässriger Schnee,
doch in der bewahrend fruchtigen Linde,
endlich,
bin ich glücklich zu Hause.
Nunühl' ich beginnende Kraft
zu freudvoll gemeinsam kreisend Wirkwerden
in zukünftigen Taten.

Epilog

Leben als Kreislauf.
Leben als Wandel.
Leben als Eingang
und Leben als Ausgang.
Was kann da ein Schneemann mehr wollen?!

Die schnurgerade Straße

Gerade, schnurgerade, zog sie sich, die Weltstraße,
über alles hin.
Über Wiesen, Hecken, über Büsche und Bäume.
Hundert Jahre hatte ihr Bau gedauert.
Jetzt war sie fertig!
Es war ein Jahrhundert-,
nein, es war ein Jahrtausendwerk.
Es war eine, nein, es war **die** Straße
der Menschheit geworden.
Von Japan nach Hawaii und nach Amerika,
weiter nach England, Frankreich, Deutschland, Polen,
Russland und wieder Japan,
ja, um die ganze Welt spannte sich diese Straße.
Sie war fertig, sauber, gerade, endgültig.
Und es war hektisch auf ihr, wie in einem Bienenstock.
Denn
jeder sollte, wollte, musste einmal die Straße gefahren sein.
Anfänglich war da noch der Reiz des Neuen,
des Überraschenden,
aber dann kamen wie immer die schlimmen Verordnungen.
Jeder Weltenbürger musste danach zwecks Bildung
die Straße um die Welt bis zum 20. Lebensjahr
einmal befahren haben.
Und als Hans so 19 ½ Jahre alt war,
wurde er von der Weltstraßenkommission für die Fahrt ausgerüstet.
Pass, Stempel, Unterschriftenmappe, Bleistift,
Photo, Papier,
alles andere würde er ja in den World Street
Stand By Youth Hostels finden.
Am Vorabend seiner Abreise machte er unter
einer Brücke der Weltstraße noch einen kleinen Spaziergang.
Eigentlich war es ja streng verboten,
sich unter der Brücke der Weltstraße aufzuhalten.
Aber heute piff er darauf, als er den Igel am vorderen Brückenpfeiler entdeckte.
Der Igel zeigte ihm seine Höhle, seine Kinder,
sein Haus, seine Frau,
er und seine Frau lebten eigentlich recht prächtig.
Die Abfälle, die von der Brücke fielen, waren mehr als genug.
Und so konnte er, der Igel, seiner liebsten Beschäftigung, dem Malen,
ganztägig nachgehen.
Und da fragte der Igel:
„Was machst du, Hans?“
Und Hans war dem Heulen nahe.
Er konnte nicht malen,
er konnte nur technisch zeichnen.

Er konnte nicht singen,
er konnte nur mit Hilfe des Notenblattes
Töne im Kehlkopf erzeugen.
Er konnte nicht sprechen,
er konnte nur verpackte, vorgefertigte Worthülsen
seinem Gegenüber überstülpend entgegenrülpsen.
Er, er war so wie die Straße der Welt,
glatt, ohne Nische, sauber, hygienisch,
glatt geteert und so tot.
Er konnte nicht planschen im Wasser,
im Sand und im Sumpf.
Er konnte sich nur säubern von
Staub und vom Schmutz.

Und dann?!
Dann weinte er leisstill vor sich hin.
Nur das Rollen der Tränen,
die krummbogig über die Feuchtwangen liefen
war salzklebrig nass und lebendig.

Und dann?!
Dann sieht er die Bombe, die uralte Immerscharfbombe
vom vorigen Krieg.
Und er bringt sie zum Pfeiler
und drückt dann den Zünder.
Und die Brücke, sie stürzt,
und sie stürzt.
Er wiegt lustaugenrollend den Kopf
beim Bersten der Steine.
Er lächelt, er lacht sich halb krank
erstmals in seinem Wegleben,
als ihm die Steinbrocken grad' so
um die Ohren zischend rumfliegen.

Epilog

Leben kann nicht vorprogrammiert abgelebt werden.
Leben muss erlebt werden.
Ist dies nicht mehr möglich,
kommt es häufig zu Explosionen, geistig, körperlich, seelisch,
um sich erneut Raum zu schaffen für Neues, Unvorhergesehenes,
Überraschendes.

Das giftige Lächeln

Lächeln,
dieses Lächeln,
dieses „Immer nur Lächeln“,
eingebrannt hat es sich in mein Gehirn,
eingebrannt hat es sich bei mir, das Schild:
Achtung! Sackgasse.
Achtung! Lächel-Sackgasse.

Sieben Frauen und sechs Männer waren zum Kurs
über Gesprächsführung zusammengekommen.
Sie waren zusammengekommen,
um sprechen zu lernen,
diskutieren zu lernen,
Reden halten zu können, zu lernen,
interviewen zu lernen.

Und es klappte vorzüglich.
Sie lernten im Sprechen sprechen,
im Diskutieren diskutieren,
im Reden reden,
im Interviewen interviewen.

Doch Egon lernte nicht mit.
Er kannte schon alles.
Er analysierte alles,
die Äußerungen, die Gruppe, die Umgebung.
Er dozierte,
er seziierte alles.
Er seziierte alle unsere bewussten und unbewussten Regungen
nach seinem Gusto, nach seinem Geschmack,
seinen Vorstellungen.
Und jeder bekam von ihm eine Denkschublade zugewiesen.
Darin verschwanden wir und zerfielen zu Staub.
Und er, er lächelte,
hüstelte zwischenzeitlich leisleicht,
wenn wieder eine der emsigen Unsrigen
sezierend zu Staub verfallen war.

Doch Egon scherte das nicht.
Er lächelte, er redete nicht für uns,
sondern für sich.
Doch Hans, ihn scherte das nicht.
Er lachte, er redete, er scherzte,
nicht für Egon, sondern für sich
und für uns.

Und er analysierte auch uns und Egon,
und lachend sagte er:
„Das ist meine Analyse,
für mich ganz allein.
Macht ihr eure doch auch.
Und wenn wir,
wenn sich unsere Gedanken
wie neugierige Knospen von taufrischen Rosen
in der Morgensonne flüchtig zärtlich berühren,
so ist das für mich die höchste Freude,
die ihr mir machen könnt.
Doch deckt mir mit eurem Gedankensegeltuch,
um Gottes Willen, nicht meine Gedanken
und andere Gedankenknospen,
Gedankenranken,
Gedankengirlanden zu.

Dabei sah er Egon aufmunternd an.
Egon lächelte,
aber,
aber jetzt lächelte er
spitzbübisch, freundlich verstehend
mit den Augenwinkeln,
mit der Nase,
mit dem Mund,
eigentlich mit allem, was er hatte.
Er lächelte nicht mehr so,
wie es im Buche stand,
wie er es gelernt hatte zu lächeln.
Es lächelte aus ihm heraus,
und Hans zwinkerte
schwebgedankenfreundlich seinem Gedankenbegleiter zurück.
Dieser hatte doch jetzt seine Lächelmaske abgelegt.
Dafür verdiente der zurückgekehrte Egon,
der in den Kreis der Menschen zurückgekehrte Egon,
einen Willkommensgruß lächelnd zugesandt zu bekommen.

Epilog

Alles soll gelehrt werden:
Wissen zu erwerben,
Gefühle zu kontrollieren,
den anderen mit Freundlichkeit einzulullen,
ihn zu manipulieren.
Doch die Freundlichkeit erstarrt,
sie wird zur Maske.

Egon führt das Lächeln vor.

Sein Lächeln wird zur leblosen Wegmarke,
zum leblosen Wegweiser in die Einsamkeit,
in die Wüste.

In die Wüste des nur für mich Lächelns.

Hans zeigte ihm den Weg zur lebendigen Lächeloase zurück.

Nichts als Fragen!?

Mühsamer Schreiter,
kämpfender Streiter,
Jahre vergehen,
Nebel verwehen.

Vergehen, vergehen,
vergangen die Jahre.
Leise, ganz leise
klopfen die Fragen.
Und sie türmen sich auf
und fragen denkklagend.

Ich?!
Bin ich der, der ich war?
Ich?!
Bin ich der, der ich bin?
Ich?!
Bin ich der, der ich werde?

Die Fragen, ich schick' sie
als Boten zum Himmel,
als Kundschafter tief in die Erde.

Und dann,
dann kommt die Antwort zurück.
Ja, Du-Ich, Ich-Du riech', hör',
denk', schmeck', fühl' und tast' sie.

Ja, wen denn?
Die Sonne, den Bruder,
die Schwester, mich selbst
und die Erde.
Ich handle und werde
und handle und werde.

Und bleibe
in meiner Behausung.
Doch ich baue sie um jeden Tag.
Und ich sehe die Sonne stets anders,
weil,
ja, weil ich das nun einmal so mag.

Epilog

Die Individualität ist während der Lebenszeit immer im Wandel.
Ich bin mir aber trotz dieses Wandels, trotz des dauernden Vergehens und Werdens
überraschenderweise, glücklicherweise meiner Selbst gewiss.

Der Bienenvogel

Der Vogel fliegt und dreht sich im Kreis,
zitschernd melodisch pfeifend,
Kot läßt er fallen im Flug,
zitschernd melodisch pfeifend,
trifft er den Bär auf die Nase.

Der, obwohl müde, jetzt wach,
sein Tagwerk beginnt.
Honig sammelnd für sich und die Seinen,
zerstört er ohn' Absicht der Bienen Behausung.
Sie suchen im Wipfel der Bäume Schutz vor Bedrohung
und beginnen ihr behausendes Tagwerk von neuem.

Auf dem Weg, den Nektar zu sammeln,
schnappt sie fressend das Vöglein.
Der Nektar, gedacht für der Königin Leib,
gibt dem Vogel die Kraft, zitschernd zu koten
und melodisch pfeifend
zu flattern, zu fliegen, zu gleiten.

Epilog

Panta rhei

Der griechische Philosoph Heraklit hat diesen Ausdruck geprägt,
der bedeutet:

Alles ist im Fluss.

Leben ist, wie es ist:

Ebbe und Flut,

Zerstörung und Neuaufbau,

Kreisend,

entwickelnd,

schön.

Der altägyptische Superzement

(in Hexametern zu lesen)

Lang schon triebdacht ich sinnend problemhaft,
wie könnt ich zum eigenen Reichtum und Ruhme,
wie könnt ich zum Stillen des mehr-mehr verlangenden Ehrgeiz',
wie könnt ich zum Erreichen unsterblicher Güter
für mich etwas Großes denkbauend erstellen.

So tauchte ich weg von der Erde
und durchschwamm das Meer, suchend nach erlösender Antwort.
Mit der Welt war ich nur durch 'nen Schnorchel
und ein scheuklappig-wurmstichig hölzernes Fernrohr verbunden.

Und auf der wässrigen Fahrt
wuchs Stahl mir allmählich um die flatternden Lenden.
Und ich wurd' so zum U-Boot verwandelt.

Stunde, Tag, Woche, Monat und Jahr
verging so in recht sinnlos unterweltiger Kreisfahrt.
Da, endlich sah ich,
was begehend-verzehrend ich wollte.
Die Pyramiden der alten Ägypter.
Dort fand ich Zement, der Jahrtausende, ohne Schaden zu nehmen, bestand.

Das war's, was ich suchte.
Ich tauchte auf, um diesen Zement mir und der Welt
auf immer und ewig zu schenken.

Doch ich musst' mich,
um die anderen spiel-, juchzlachenden Menschen nicht zu erschrecken,
von nun an mit Tüchern verhüllen.
Denn die scheuklappigen Ausguckrohre des kreisenden U-Boots
waren ans Aug' mir gewachsen,
und sie nahmen an Größe noch zu.

Und dann stellt' ich ihn her (was das Zeug hielt),
den Immer- und Ewig-Zement der alten Ägypter.

Und ich wurde reich, und ich wurde berühmt.
Mein Ehrgeiz ward abends gestillt,
doch am Neumorgen, wenn die Guldsonnenstrahlen
andere Menschen zum spielenden Tagwerk munter erweckten,
war er wieder, der Ehrgeiz, wie eine schwärende Wunde vorhanden.

Und ich, ich hat's,
ich hatt' es, das unsterbliche Gut.
Und ich goss es aus über Dörfer und Städte und Wiesen.
Und ich ließ es fließen in Bäche und Flüsse und Seen.
Und ich machte sauber den Weg, die Anhö', die Berge.
Und ich schloss ein das Sandkorn, den Spielplatz, die Wüste.

Und dann, dann war's gut,
die Welt war zuzementiert.
Und ich fand, welch Wunder, kraft göttlicher Fügung
Zugang zum Kreis der unsterblichen Menschen.

Doch dann musst' ich geh'n
auf ihm, dem Zement,
Tag', Woch', Monat', Jahre.
Kein Blümlein am Wegrand,
kein fensterknackender Ball eines Jungen,
kein Juchzen des kitzligen Kindes.

Nur zementig glatte saubere Straßen und Höfe,
soweit das Auge blickreichte.

Und nachts da träumte ich
von zementzerstörend orkanischer Sturmflut
und rasend zementfressendem Feuer,
um kurz vor dem Ende verletzt und geschunden
noch einmal ein Bäumchen pflanzen zu dürfen.

Epilog

Alles zu erreichen, heißt,
nichts mehr zu erreichen.
Etwas perfekt zu können, heißt,
nichts mehr zu können.
Warum?
Es gibt dann keine Ziele mehr.
Es gibt dann kein Wandeln mehr.
Es gibt dann keine Neuigkeiten mehr.
Es gibt dann keine Überraschungen mehr.
Und der schöne Satz:
Der Weg ist das Ziel.
Es gibt dann diesen Satz nicht mehr.
Es gibt aber immer noch und immer wieder
die Hoffnung auf Rückkehr und Rückbesinnung.

Der absolut sichere Weg

(in Hexametern zu lesen)

Ich schritt, festgrund'gen Halt suchend,
auf den Weg vor mich hin.
Endlich endgültiges, sich'res Weggelände
zum Schreiten zu haben,
das war mein Zielsinn.
So dacht' ich und wünscht' ich und sehnt' ich
voll Inbrunst.
Und meine lebensklug-lebensglückliche Fee,
die haust' tief im Inneren von mir,
gewährt mir den Wunsch, doch nicht nur aus Mitleid.

Nun, der Weg wird gesichert mit Eisen,
mit Nähten, Drähten, Fangseil und Ampel.
Auch ich wurd' gesichert mit Eisen, mit Nähten,
mit Drähten, mit Fangseil und Ampel.
Dann endlich war alles endgültig sicher
zum Schreiten.
Doch es ging nicht.
Ich und der Weg, wir war'n zu massiv, zu staksig,
zu schwer und zu klobig.

Ja, sicher war'n jetzt ohne Zweifel wir beide,
der Weg und auch ich.
Doch den Weg zu begehen, war verwehrt mir.
Und auch wenn ich's gewollt,
die sichere ungelenk' Rüstung hätt' mir's verboten.
So steh' ich denn sicher
und seh'n mich weiter, raumzeitgreifend zu gehen.

Und manchmal träum' ich des Nachts,
dass ich die gehemmende eisige Rüstung
ins Meer hätt' versenkt,
und hätt' quirlig-sicher mich dann in
raumzeitkuglige Lüfte erhoben.
So hätt' ich mir dann sogar den Weg entbehrlich gemacht.
Auf dem Flug in die sonnenbeschienene Gleitwolk'
seh' ich plötzlich die Fee,
wie sie mir augenzwinkrig, vogelfedrig lachwinket.

Epilog

(siehe Seite 169; Epilog: Der altägyptische Superzement)

W Wiederkehrende Zeit

Erst jetzt?

Alter Film?

Ja, alt war er, aber schön!

Schön anzusehen im Fernsehapparat.

Durchprobte Szenen,

durchprobte Lustigkeit,

durchprobte und erprobte Komplikationen.

Schön, schön!

Sonderbar!

Heute wollte sich das Gefühl

des Rundum-Heimelig-Kuschelig-Warmen

einfach nicht einstellen.

Vielleicht war es einfach deshalb,

ich musste gleich zur Beerdigung meiner Tante gehen.

Ja, ja!

Das war's bestimmt.

Sonderbar!

Gerade als der Pfarrer predigte

vom unvergänglichen Leib,

da war es da, das Gefühl,

des Rundum-Heimelig-Kuschelig-Warmen.

Da war es,

das Gefühl,

wie am Fernseher.

Und später beim Leichenschmaus,

ich trank ein Pils

und noch ein Pils

und noch ein Pils.

Natürlich war ich betrunken.

Aber heute?

Sonderbar!

Die Zeit, ja, ich hatte das Gefühl,

die Zeit bliebe stehen.

Und da war es wieder,

das heimelig-kuschelig-warme Gefühl.

Und dann schossen mir zerrissene Gedankenfetzen

langsam anschwellend durch den Kopf.

Das schöne Gefühl:
der Fernseher - Tod, Todesruhe,
die Tante - Tod - Todesruhe,
das Saufen - Tod - Todesruhe,
rundum heimelig kuschelig warmes Gefühl - Tod - Todesruhe.

Ich konnte diese Gedankenfetzen nicht mehr ertragen.
Raus, raus, nur raus!
Draußen riß ich mir an der Hauskante den Finger auf.
Er blutete.
Ich lachte und lachte.
Ich lebte.
Ja, ich lebte.
Der Wind verfieng sich in meinem fernsehtodmüdem Gesicht
und strich es glatt.

Epilog

Zeit hat man viel verplempert, unwiederbringlich.
Die Zeit ist da, um sich neu zu besinnen.
Die Zeit wird neu, wenn sie sich mit ihrem Geliebten, dem Leben, umarmt.

Der letzte Schultag

Er, der letzte Schultag, bangsehnd erwartet, war da,
einfach da.

Er stand da wie ein breitbeiniger Riese.

Links und rechts war nicht an ihm vorbeizukommen.

Auch umzustürzen war er nicht.

Es hätte auch nichts genutzt.

Die Gesteinsbrocken hätten viele erschlagen.

Den Überlebenden jedoch wäre der Weg
auf immer versperrt geblieben.

Nur ein Weg war gangbar.

Alle mussten durch die Riesenbeine hindurch
auf den neuen Weg gelangen.

Kurz vor Beginn des neuen Weges schaute sich Hans noch einmal um.

Die Sonnenstrahlen wurden vom Auge des Riesen auf
das alte Schulland fächerförmig gegossen.

Alte, dürre Wiesen, brackiges Wasser,
nichts von alledem war mehr da.

Die goldenen Tanzstrahlen zauberten frische Wiesen
und plätschernde Bäche hervor.

Hans sang laut durch die Beine des Riesen hindurch.

Doch die schreilachenden Kinder auf den Wiesen,
sie hörten ihn nicht.

Abrupt drehte er sich um

und begann, Schritt für Schritt

vom beinernen Steintor des Riesen wegzuschreiten.

Weites, waidgrünes Land, leicht neblig verhangen,
soweit der Blick reicht.

Geschlängelter Weg,

Hans sah ihn auf dem nächsten Hügel geheimnisvoll
hinter der rosenheckrigen Biegung verschwinden.

An der Biegung setzte er sich,

nahm zwei Äpfel aus dem Rucksack

und öffnete den Mund zum erfrischend knackigen Biss.

Eine kleine harmlose Schlange ließ ihn erstarren,
verharren.

Die Äpfel entglitten seinen Händen.

Sie kullerten rechts und links den Weg hinunter.

Rechts hüpfte der Apfel über die Steine und die Tritte,
die er, der Wegwanderer in die Erde gedrückt hatte,

links zog der Apfel noch auf dem trittlosen Weg
seine Kullerspur fröhlich schwingend dahin.

Dann wurde er, der Schauwanderer, schlafmüde.
Im Traum verwandelten sich die kleinknackig rollustigen Äpfel
in wässrige Wegwogen.
Sie brandeten warmfreundlich an ihm an,
sie hoben ihn hoch.
Weit und hoch ließen sie ihn das Kommen und Gehen
der Zeitwogen genüsslich bestaunend erleben.

Epilog

Ob jung, mittelalt, alt.
Die Zeit für einen Neubeginn ist immer und überall gegeben.
Geburt, laufen lernen, Kindergarten,
Schule, Freunde, Gruppe,
Autofahren, Liebe, Beruf,
Heirat, Kinder, Hausbau,
Pensionierung, ehrenamtliche Tätigkeit,
Reisen,
Umzug,
Tod
sind beispielhafte Worte für unzählige Neubeginne.
Sie machen fast immer etwas beklommen und ängstlich.
Wie überwinde, bewältige ich die Angst?
Das ist das Salz in der Suppe für jeden neuen Schritt ins Unbekannte.

Die Wanderblase am Fuß

(in Hexametern zu lesen)

Staubig, mühselig, zerschundene Schuhe umhüllten den müdblasigen Fuß.
Kraftlos erwander' ich den zur Nacht sich bereitenden Hügel.
Stehend erwart' ich mit offenen, leicht bangig wehendem Hemdherz
den sich lichtsenkenden Abend.
Drängende Fragen beschleichen das klopfende Herz.
Die senkend-versinkende Nacht.
Bringt Ruhe sie dem, der vielfach unnötig, irrig, verletzend gefährliche Pfade be-
schritten?
Oder deckt sie die Wunden nur unlichtig ab,
die dann am Morgen schrundenbedeckt, aber noch heftiger schmerzend vorhan-
den.?
Nun ja!
Die Bank, sie lädt ein zum ruhend Betrachten
des wellhügelig schlangenwindigen Tales.
Vom abendrötlichen Hügel segeln im still-samtigen Gleitflug reife,
sich jugenderhoffende Strahlen ins Tal,
um mit den Wellen des still zufriedenen, plätschernden Baches
glitzrig-glänzend zu spielen.
Wirbelgischtstrahlig vermengt sich das Leuchten
mit mild lächelnder Sonnwolke',
um den Heidwiesenröschen am Rande des Waldes
andächtig abendlich Blühkraft zu geben.

Da sieh!
Dies werktäglich gezimmert-verschimmernd Gemälde
fängt an, leis' zu klingen,
nachdem's von wundergläubigen Augen des Wanderers verzaubert.
Der Gesang des verwehenden Bildes,
er erfüllet das Weltall aufs Ganze mit raunend, staunendem Rauschen.
Die Nacht senkt sich ab.
Die Augseele' des Wanderers zwischen dem Pfad
wird unbändig still und zufrieden.
Beim morgenfrisch Läuten des talohrig talweckenden Glöckleins
sind die Füße des Wanderers von Blasen befreit und bereit
zum Weg in klangumflossene heitersonnig mühselige Ferne.

Epilog

Wenn das Jetzt und die Zukunft harmonisch zu vereinen sind, wo sind dann Mühsal,
Plagen und Beschweris geblieben?
Sie haben sich spurlos seitwärts in die Büsche geschlagen, um den Weg für Neues
und für die Freude freizumachen.

Der schlüpfrige Augenblick

Meine Hand, sie streckt sich in das Wasser des Baches und fühlet.
Sie fühlet den Strom, das wellige Strömen der Stromzeit.

Sie, die Lebenskundige, ahnt das kommende Fliessen.
Sie, die dem Fluss Hingegebene, läßt sich umfließen vom nasswirbligen Jetzt.
Sie, die dauernd „Grüß Gott“ und „Ade“ sagt in einem,
schaut abschiedslächelnd und winkend dem wirblig langsam verebbenden
Gichtspritzer nach, der von eigener Hand
aus lauter Lust an der Planschfreud' gezeuget.

Der Zeitreiter

Prolog

Lassen Sie sich von den vielen Bildern, Geschichten, Worten, Wortneuschöpfungen einfach einfangen.

Lassen Sie sich von ihnen umplätschern, verwöhnen.

Träumen Sie einfach mit.

Die Traumbilder handeln vom menschlichen Leben in seiner ganzen Fülle.

Sie handeln von Leben, Lieben, Geburt, Kindheit, Jugendzeit, wilder, ungestüme Jugendzeit, Aggression, Liebe, Verrat an der Liebe, Erwachsenwerden, füreinander dasein, sich in der Gruppe aufeinander verlassen können, Krankheit, harmonischem Altern, Selbstmordgedanken, Verantwortung, Schutz, Verwandlung.

Träumen Sie sich hier einmal richtig aus.

Der Zeitreiter

(in Hexametern zu lesen)

Reiter der wellig aufbäumend verebbenden Zeit,
geschubst und gestoßen
von morgendlichfrühen Sonnenfleckwinden,
zieht tiefspurend sein jugendhaft-fohliges Pferd
durch den wissenverdeckend
und häuserverschliessenden schneeigen Mantel
dem heimelig-heimischen Herd zu.
Das Haus am Rande des Waldes streift er
mit weitsichtig herrschendem Blick
über das winterstarr end ebenflächige Land.
Die Hügel und Bergkämm' der Ferne
werden jetzt nur noch erahnend gesehen.

Wann?

Nur wenn wolkenlos bläulicher Himmel
beherrscht das Tal.
Im Haus läßt wärmendes Feuer
aus knackend, sprühend Holz ein
Reiter und Ross zum längerem Verweilen
auf der Sitzbank am Ofen.
Kaffee und Tee, sie brodeln beide
im Kessel über der Glut.
Dazu noch das Brot, heidelbeersaftig bestrichen,
erhebet die Worte zum gemütlichen stärkenden Plausche.

Die Kraft, halb verfroren auf schneeig
schweißtriefendem Ritt, sie kehret wieder
in wärmend bewahrender Kammer
des trutzig nach außen blickenden Heimes.
Knorrig lebensabweisende Balken,
sie drohen dem Wind und dem Regen.
Innen ist's nämlich Holz, von Stachel und Borken befreit
und hält sich freundlich und winkend bereit
zum fruchtbringenden Bleiben.
Wenn Reit-Reiterin sich fröhlich duzend wärmend vereinen,
zerfließt das knackig-knorrige Holz
zur weich-zärtlichen Bettstatt.

Aus den Federn des baumstarkzärtlich Gemach, des Bettes,
entspringt luftig-lustig das Reitkind.
Und,
und es betritt voller Staunen
mit ausgreifend ergreifendem Handblick
die Arena des Reitens in theatrigem Rund,
die Brust der bettstatthütenden Mutter.

Sie wird hungrig schmeck-riech-
saug-beißend und tastend genossen.

Sie,

sie ist der Ursprung und Ziel des kraftvoll wachsenden Jünglings.
Rosknospenhaft öffnen sich Augen und Ohren
im erwachenden Werden.

Das Geräusch der galoppierende Hufe,
es bringt das Zeitschloss zum Bersten.

Auch Pferde, Bäume und Wege
im rhythmischen, reitenden Gleitflug
mit der Blickhand erhascht zu fassen,
bereitet unendlich Vergnügen.

Dem Jüngling, der Jungfrau verkündet sich so
das Geheimnis der lebend-liebenden Erde.

Er/sie fühlt sich zu Haus'.

Denn im Fliegen dahin sieht er,
der augohrige Leib, hinter sich
schemenhaft noch
öllampenerleuchtetes Rund der knorrigen Eiche.

Reiten ist nun seine Bestimmung und Schicksal,
erst an der Leine,

dann ohne Zügel und Sattel,
nur mit der Kraft der Gedanken, der Worte,
der Hand lenkt er den Wegschritt
des fliegenden Pferdes.

Bald ist es Tag, bald ist es Nacht;
Zeit, neue Ställe zum erquickenden Nachtschlaf zu suchen.
Er findet all dies ohne Müh'.

Auch andere Reitergesellen schließen sich an
dem Tross, der sich aufmacht,

Wiesen und Wüsten zu durchstreifen.

Doch sie wollten nicht pflücken die Primeln,
die Veilchen, die unkrautigen,
herrlich duftenden Blumen am Wegrand.

Nein, sie zertrampelten alle.

Jahre um Jahre vergeblichen Wartens
gab ihnen nicht die Erkenntnis,
ihr samenlos, schamloses Tun zu bereuen.

Ungeduldig harrend, reiten sie ohn' Absicht auf die waldigen Hügel.

Da!

Eine Lichtung im Wald.

Ungläubig, unglaublicher Blick und zitternd Entzücken.

Ein unzerstörtes Fleckchen Erde,
menschen-, wind- und kältegeschützt,
lässt's sonnenerwärmt und regenschwer
die schönsten Orchideen sprießen.

Und?!

Und die Reittrampelmenschen augreibend genießen.
Taumelnd steh'n da Ross und Reiter,
verträumt den Duft der farbprangenden Blumen genießend,
die sich selbsterhaltend gezeugt und bewahrt.
Leise, bedächtig verlässt der Reitross die erleuchtete Lichtung,
um Neuland zärtlich schauend zu erkunden.
Leinlos und haltlos zieh'n die Reiter in schuldtilgende Nacht.
Die wüsten Trampelpferdpfade sind morgen
zur regenschwergraswuchernd Wiese gewandelt.
Dies Wünschlein wird hoffend erträumt
in der Nacht von den vielen.

Denken und Handeln sei eins,
dachte denkträumend der Reiter.
Oh, kaum erwachet, will der wildhufige Gaul
das traumnachterblühte Denkplänzlein
austretend vernichten.
Doch der zur Größe des Mannes gewachsene Reiter,
hält die Leitzügel festzurrig und züigig im männlichen Griff,
das stapfend, stampfend, wutdampfende Roß
wird so und klug freundlenkiger Hand
zum pfeilschnell feurig-fliegenden Pferde,
das gefährtig dienet der zieldenkenden Stirn
des fragentscheidenden Lenkers.

Innig sind endlich Ross-Reiter wie Wagen und Rad
gefügig verbunden.
Jetzt kommen und gehen sie als Sieger im
kraftmessend arenigen Rennen.
Jetzt brausen sie heuaufwirbelnd
über Wiesenhänge im juchzenden Klappern
der vorwärtsgreifenden Hufe dahin.
Jetzt wird die fraulich zitternde Stute
witternd gesucht und gefunden.
Jetzt werden Kinderfohlen gezeugt und geboren.
Jetzt werden die wachsenden Herden beschützt
und Feinde grimmaskig verjagt.
Jetzt werden, wenn's Not tut,
wagenlenkende Freunde beschützt.

Jetzt werden,
jetzt wird,
jetzt wird werden
der Gedanke
zur schnellen, verwehenden Hufspur im Boden.
Jetzt wird sie im luft'gen Reitwind
von flatternder Mähne,
vom Ross-Wagengespann aufwärtsreitend gelegt.

Das hochaufbäumende Wiehern in Mittsommernacht
führt hin zur Spur des erdebejubelten Paares.
Da, plötzlich!
Der Weg, er endet im drohend anschwellenden Flusse.
Wegsuchend, wegirrend, wegkrank, wegsehnd
ziehn sie mühselig langsamen Schrittes
die Bachfurt entlang.

Verletzt und geschunden,
doch lebend, geschützt und zu sich gefunden,
kehren sie gemeinsam zurück in den kraftspendenden Stall.
Dort wird nach kurzen erholsamen Schlaf
sich mit den anderen wartenden Paaren
schweißnass gerieben, gespielt, gewälzt und gestritten,
bis das Gatter zerbrochen.

Der pferdige Reiter, er überfliegt
weitluftig atemeinholend die Zäune,
um die erdige Luft im galoppierenden Sprunge
mit dem Kreislauf des Blutes wallend zu mischen.
Unmerklich senkt sich die Sonne
über dem tiefbraunen, zerfurchten Gesicht.
Doch erst als spät abends das Licht des Tages wird
schwächer und schwächer,
bemerkt der Reiter die sinkende Nacht.

Noch ist abendsonniges Scheinen
der wärmend Begleiter des langsamer werdenden Ritts.
Auch ist der Weg zur ruhespendenden Hütte
im sonn-mondscheinigen Wechsel noch klar zu erkennen.
Aber ach!
Wie schmerzet der mattere Lichtschein
das grenzlos blickende Auge.
Schnell schlägt das Herz vor Angst und Entsetzen.
Mit flinkwiesligen Tausche der hufigen Pferde
wird jetzt sehnlichst erhofft,
lichthelleres Land erreitend auf Dauer zu finden.

Kaum berühren die Beine
des säbelbeinigen fältlichen Reiters
die neujungen, pferdigen Körper,
schon ist der runzlige Rücken
zauberstabig auf dem
jungalten Pferd zu sehen,
da lächelt der Reiter.

Er lächelt verschmitzt,
nein, er lachtet und denkt:
„...unsinnig, hektisch, sinnlos Gebahren.“
Jetzt kann er sich freu'n
an goldgelblich weißschimmernder Mähne
der alten Gefährten des Weges.
Der Schreitschritt ist langsam, bedächtig,
doch immer noch kräftig und stark.
Wenn auch das zähmend Bemühen des Reiters
dem liebevoll tätschelnd Ermuntern gewichen.

Auch ist er hilfreich bemüht,
den Weg ins freundlich abendlich Dunkel zu ebnen.
Bleibt die Mähne hängen im Strauch,
muss sein Pferd schnaufhechelnd verweilen
in der Mitt' der steinbelagerten Wegstreck' nach oben,
führt am Zügel der Reiter das Pferd,
ums für den letzten Ritte zu schonen.

Da!
Neben staubschottrigem Wege lockt
der tosend-meerige Abgrund zum Springen.
„Spring' von der Klippe in die lebendig
hochpeitschende Brandung,“
so tönt es verwirrend-sirenig taumlig im Kopf.
„Genieße als letztes den schönen Anblick von oben
und genieß' als endlich Kettenbefreiter
das gurgelnd-schaumig eintauchende Nichten.“

Da!
Neben dem Weg lacht ein wellenlos wärmendes Teichlein
zum kraftspendenden Lager auf der Halbstreck'.
Augschließend entschwinden singschwingend
die Bilder im fernwolkigen Nebel.
Im Rhythmus und Trittschritt des eigenen Herzschlags
reit' das Radwagengespann zufrieden befreiet dahin.
Erinnerungsselig Schwelgen läßt
jugendlich kraftvoll den Hufschlag erklingen
und nachts die Tränk' und den Weidplatz mühlos finden.

Ist Bestimmung und Schicksal auch für den alten,
quietschenden Wagen.
Langsam, ohn' hochfliegend Denken,
mit augzwinkrigem Knurren
erfüllet der faltenreich Alte
lächelnd die lebendig lästige Pflicht.

Als abends der Schlaf
Roß und Reiter die Augen verschließet,
verwandelt die gelbgoldene Mähne des Pferdes
sich traumig in,
ja,
in den lebenserhaltenden Körper des Igels.
Und dieser wird fensterkreuzglasig verwandelt
und schützt so den Reiter vor zugiger Kälte
am Eingang der winterschläfrigen Höhle.
Um bald,
um bald in Neusonnengefilden frühlingserwachend lebendig,
reitgleitend, leichthufig frische Kreisspuren zu legen.

Der ausgetretene Zeitpfad

Alles habe ich organisiert,
die Termine, die Briefe, die Zettel, die Menschen.
Ob ich dahin oder nicht,
alles läuft wie ein Uhrwerk.
Ich habe mich überflüssig gemacht.

Ich habe jetzt Zeit zum Denken.
Jetzt kann ich managermäßig denkend
neue Zeithackstrukturen bedenkend erfinden.
Dieser Denkweg ist anfänglich recht belebend.
Führt er mich doch auf Anhöhen des schnellen
Bewirkens und Wirkens hinauf.

Doch nach längerem Gang bemerkte ich:
Die zu erklimmende Höhe wird flacher und flacher,
hochebenengleich.
Der Weg und die Schuhe auf vorgelatschter Spur,
sie latschen immer mehr aus.
Zeitblumen, Zeitbäume, Zeitgräser, Zeitgatter
säumen den Weg des sich im Takt bewegenden Schrittes.

Da, ein Stolpern des zeittaktrunkenen Pfadtreters,
der einstmals in sonniger erwärmter Vorzeit
als Pfadfinder dauernd neue Wege fröhlich pfeifend
rückwärts-vorwärts vorwärts-rückwärts gesucht,
schlendernd begangen.
Ich stolpere erneut.

Im Fallen verlier' ich die zeitgatterrastige-rostige Brille.
Ich bin hilflos und blind für die Zeit.
Da, vor mir, sieh!
Ein durstiger Wanderer am Wegrand.
Ich geb' ihm zu trinken aus dem Becher,
den ich gefüllt mit dem Wasser des nahegelegenen Bächleins.
Er bedankt sich und entschwindet fröhlich pfeifend dem zeitlosen Blick.

Ich schreit', geh schwebend, frohlockend über
Busch, Flur, und Bach und Hain pfeifend nach Haus'.
Dabei bin ich ängstlich-freudig bedacht,
ja nicht den ausgetretenen Zeitpfad nochmals zu kreuzen.

Epilog

Die Zeit fließt. Teile unseres Gehirns bewegen sich, arbeiten in einem bestimmten Zeitrhythmus. Es zerlegt die Zeit in kleine Abschnitte, um sie für uns erlebbar zu machen. Es gibt weitere Teile des Gehirns, z.B. beim Betrachten eines Bildes, beim Genießen eines guten Schluckes Weines, die zeitlos angelegt sind.

Wird der Mensch nur noch zeittaktmäßig bearbeitet, können andere Fähigkeiten, nämlich die zur Muße, zum Genießen, zum Gefühl, zur schöpferischen Kreativität, abhanden kommen.

Zeittakt erleben und Zeitloses erleben sind im richtigen Mischungsverhältnis für den Menschen die Grundlage für sein frohes Lebensgefühl, seine Lebensqualität.

Alles sollte so bleiben, wie es ist

Endlich!
Heute hatten wir Zeit füreinander.
Christiane spielte mit mir auf der Wiese
verstecken, fangen, jagen,
schreien, schaukeln, singen, bewegen.
Ja, bewegen!
Ja, alles bewegte sich.
Die Beine, die Arme, die Augen
der Mund, die Lippen, der Kehlkopf,
die Luft.

Es war ein rhythmisch-schwingkreisend-
luftdurchsegelnd-luftdurchpflügendes
Bewegungsfest.
Christiane war unermüdlich.
Sie drehte sich,
alles drehte sich um sie,
Sie drehte sich um alles.
Sie hatte die ganze Welt,
ihre Welt, fest im Wirbelgriff.

Erschöpft, zufrieden sanken wir ins Gras,
um zu verschnaufen.
Sie und ich, wir waren irgendwie am Ziel.
„Alles sollte so bleiben, wie es ist!“,
diese Worte sagte sie leise,
fast abschiednehmend,
unvermittelt immer und immer wieder
vor sich hin.

Sehnsüchtig schauten wir auf dem Heimweg
hin und wieder verstohlen
zur Wiese zurück.
Und dann rannten wir plötzlich los,
hinter der nächsten Wegkurve
eine Kuh, einen Hund, einen Wanderer
quietschvergnügt zu erschrecken..

Wir lernten den Weg lieben,
wir lernten den Neuweg lieben.
Morgen, bis morgen war ja noch viel Zeit.
Christiane freute sich plötzlich auf morgen.
Morgen war ihr erster Schultag.

Epilog 1

Beharren und Abschiednehmen.

Diese zwei gegensätzlichen Pole sind der Motor für die geistige Entwicklung des Menschen.

Sie müssen nur im richtigen Spannungsverhältnis zueinander stehen.

Epilog 2

Dies ist eine kleine Liebeserklärung an meine damals 6 jährige Tochter Christiane.

Z

Zum Schluß: Liebe und Toleranz

Weihnachten in der Spielkirche

Zu den letzten Proben für das Krippenspiel sollten wir um 16.00 Uhr in der Kirche sein. Doch die Weihnachtsfeier war wie alle Jahre länger als geplant. So kamen wir, wie jedes Jahr, zu spät zur Probe und zum Ankleiden.

Doch als wir ankamen:

Im Vorraum empfängt uns ein laut-leises, schnatterndes, überschlagend-überschwengliches Stimmengewirr und -geschwirr. Es fängt uns ein und nimmt uns gefangen, grad so, als würde sich ein weihnachtlicher Wortdom über uns stülpen. In diesem verwirr-verworrenen Chaos darf ich leben und bin hektisch zufrieden zu Hause.

Plötzlich eine Szene wie in einem Kitschroman.

Ein Kind fängt auf der Treppe vor dem Altar an, ein Kinderspiel zu spielen, breithüpfen, enghüpfen, vorwärtshüpfen, rückwärtshüpfen.

Leise Elternworte, die eher zärtlich liebend als mahnend klingen, erfüllen die Kirche wie ein Weihnachtslied aufs Ganze.

Alle schauen dem kleinen Spielwicht gebannt zu. Im Zuschauen schwingen alle, alter Kinderreime sich erinnernd, heimlich leise singend mit.

Als sich alle zum Gebet dann sammeln, sagt der weihnachtsweise Pfarrer:

„Euer Hauptgebet habt ihr schon gesprochen. Wir sprechen jetzt noch gemeinsam das Dankgebet.“

Jetzt war sie gekommen, war sie da, die Weihnacht.

Sie war zwischen den Zeilen, zwischen den Säulen, zwischen der Treppe, zwischen dem Altar, zwischen dem Singsummen, zwischen dem Beten aufgestiegen und hatte uns alle erwärmt.

Nun konnte die Aufführung des Krippenspiels beginnen.

Auch bei den Kindern war die Angst vor dem Auftreten wie weggeblasen.

Es konnte jetzt ja nichts mehr schiefgehen.

Epilog

Das Kind als Symbol
des angstfreien,
des spielerischen,
des sich nicht um Regeln kümmernden,
einfach des schöpferischen Menschen.
Das Kind zeigt uns, wie Gott uns sieht und wie Gott uns gewollt hat.

Meine liebe Kim

Schwarzhaarig und lächelnd,
quieksend und hampelnd,
freudvoll sich fächelnd,
zwischen durch strampelnd,
dies ist sie, meine - unsere Kim.

Komm her, du einsamer Einer,
hör' und vernimm!

Opas Glatze zu streicheln,
Papas Langohr zu ziehen,
mit Oma zu schmeicheln,
mit der Schwester im Dreck rumzuknien,
Kind, Fräulein, Frau, Weib,
jedes Lebensalter hat seine Zeit.
Das ist sie, meine - unsere Kim.

Komm her, du einsamer Einer,
hör' und vernimm!

Zeit zu haben,
Zeit zum Leben,
in der Zeit zu leben,
mit der Zeit zu leben,
Zeit zu greifen,
Zeit zu begreifen,
dies ist im Heute und Jetzt die Botschaft
der Kim.

Komm Hörender, sieh,
sei glücklich und nimm.

Epilog

Dies ist eine kleine Liebeserklärung an meine damals 5 jährige Tochter Kim.

Die Oleanderrose

Schön war sie, die Rose,
rosa schummrig
tauchte sie einfach auf,
war da,
da, neben dem Oleander.
Keiner sah sie,
beachtete sie.
Niedergetreten wurde sie,
doch sie erholte sich,
wuchs,
dornenrankte sich
krafftüchtig an der warmen Hauswand empor,
neben dem Oleander.

Er sahsehnte sie
und überzog sie
mit tauduftigem Schleier.
Und sie sahsehnte ihn
und überzog ihn mit tauduftigem Schleier.
Der Oleander wuchs und wuchs
und trieb seine Äste an zu wachsen,
zu wachsen, zu wachsen.
Und sie wuchsen in alle Richtungen.
Zu groß, zu viel,
zu duftend waren seine Triebe,
und er erreichte sie, die Rose,
mit all seiner Fülle
und hätte sie fast erdrückt,
ihr die Luft zum Atmen genommen.

Und sie, die Rose,
sie grub und krallte ihre Wurzeln tief in die Erde,
immer tiefer, tiefer, tiefer.
Eines Tages, eines glücklichen liebevollen Tages
hatte sie seine Wurzeln erreicht.
Und sie saugte sich umrankend fest,
und das Gift des Oleanders ließ die
weitgeöffneten Rosenwurzeln bei der Berührung
fast zischend verglühen.
Und die Umarmung der Rose ließ die
weitgeöffneten Oleanderwurzeln bei der Berührung
fast zischend verglühen.

Schmerztränen halten sie seitdem
liebsehnd Abstand,
und wieder erblüht der Oleander
und freut sich seines Seins,
und wieder erblüht die Rose
und freut sich ihres Seins.
Hinüber und herüber genießen sie
das duftende Wehen des Rosenoleanderwindes.

Epilog

Liebe besteht u.a. darin, den anderen so sein zu lassen, wie er ist,
ihn zu fördern, ihn zu respektieren, für ihn dazusein.
Liebe stirbt, wenn sie den anderen aufsaugen, auffressen will.
Die richtige Mischung zwischen Abstand und Nähe ist der ideale Dung
für tiefwurzelnde Liebe.

PS.: Dies ist eine kleine Liebeserklärung an meine altersfreie Frau.

Der ohrenknabbernde Tiger

Der Junge rupft heimlich dem Apfel vom Stamm
und beißt augenschließend zahnherzhaft in den geklauten.
Wah!

Kaum hat er's geschmecket,
schon spuckt er aus den bitt'ren Gesellen.
Noch zu grün ist der Apfel,
noch schmeckt er zu bitter,
noch ist er unriechig,
noch ist er zu hölzern,
nur roh gezimmerter Saft.

Sein Glück versucht er aufs neue
am anderen, am reiferen Baume.
Herrlich schmeckt dieser,
herzhaft süß-sauer zugleich.

Die gereifte Tomate holt er als nächste im Garten
und verspeist sie, nachdem sie gewürzt,
mit wohligen Schmatzen,
das mit dem Duft sich vereint
in luftige Nasenbereiche.
Zärtlich umkreisen die Augen
duftschmeckend die mundende Frucht,
sogar im Ohrenbereiche hört man
schmatz-schmeckknackende Laute.
Und dann,
dann geht er auf Reisen,
um die Schmeckwelt zu erobern.

Die mozartlich schmeckende Kugel
fliegt durch zungteppichbekleidete Räume,
haftet sich an Birnen und Äpfel und Ähren,
aber auch eine geräuchert' Makrele
erweckt seine Neugier.
So durchforst' er die Welt
auf liebeszügelnd schmeckende Weise.

„Halt, pass auf!
Schau vor dich!“
Im schmeckfunkelnd nässenden Treibwind
weht ein samtseidiger Vorhang.
Doch die Schmeckkugel durchfliegt ihn ohn' Müh',
als wär' er aus samtener Luft.

Noch manche knackige Mandel,
noch manche mundige Kirsche
wurde so schmeckschlingend aufsaugend genossen.

Bis,

ja, bis die kugelförmig' männliche Kugel
macht den Hof ihr, der apfelbäckigen Schönheit.

Die schmeckahnend kosende Freundin
pflegt ihn, den leichtrauen Kugelgesellen,
mit kätzchenhaft reizendem Zünglein.

AAH!

Was ist?!

Am liebsten würd' sie,
die spielend beißt in das Ohr des Geliebten,
am liebsten würd' sie ihn schmackhaft verspeisen,
um ihn zu bewahren für immer und ewig im eignen Körper.

Doch spielend erkennt die bernhardinige Zung' der tigrigen Katze,
um zu spielen wiederholend freudvolles Spiel,
muss sie stillen den Drang der züngleinverspielten Schmeckkatze,
obwohl das Verschlingen genüsslich.

Und so erfüllen schmeckbeißend die kugelapfelbäckigen beiden
schmatzsehrend das Geheimnis der lebenden Liebenden.

Und noch oft spielen sie beißdenkend
als wohlig zahnmeidender Tiger
das erregend Schnipp-Schnapp-Spiel der Liebe.

Epilog

(siehe S. 191; Epilog: Die Oleanderose)

Der Besuch der alten Tante

Bevor wir richtig anhalten konnten,
war die Tante schon am Auto.
Begrüßung, wie üblich, sehr herzlich.
Mittagessen, Kaffee und Abendessen waren
hervorragend vorbereitet und
riefen nach allen Seiten Befriedigung hervor.
Unser Töchterlein (2 $\frac{3}{4}$ Jahre) wurde
wie üblich sofort exakt erzogen,
was dieses mit einem reizenden,
aber unverständlichen Lächeln registrierte.
Abends im Bett dachte ich:
„Na ja, der Tag war mal wieder verloren.“

Aber ich schalt mich einen undankbaren Kerl.
Der Form nach war alles in Ordnung.
Wenn nur die so trauten Gespräche
beim übrigens hervorragenden Wein
und Cognac nicht gewesen wären.
Es wurden Gespräche geführt
von der Familie X und der Familie Y.
(Leider kannte ich sie nicht,
auch die weiteren Herren und Damen,
die während des Monologs sehr lebhaft
und temperamentvoll dargestellt wurden,
waren mir unbekannt.)
Ein diskreter Einwurf meinerseits,
über allgemein interessierende Fragen zu reden,
wurde für ca. 1 $\frac{1}{2}$ Minuten berücksichtigt.
Meine Frau wollte noch etwas Folkloristisches zu
unserem Gespräch beitragen,
um die leichte Note zu erhalten.
Doch von der Tante erfolgte sofort ein Verweis
über das langatmige Gerede.
Sie solle nur still sein, sie, die Tante,
würde ihr jetzt noch alles, aber wirklich alles, erzählen.
Als sie alles erzählt hatte, gingen wir zu Bett.
Wieder einmal hatten wir die genialen Zuhörer gespielt
und nichts profitiert.
Wieso eigentlich nicht?
Eine ältere Frau war zufrieden.

Sie hatte sich zwar nicht geändert,
aber sie hatte für einen Abend
ihre Einsamkeit vergessen,
und das war schon viel.
Also, doch kein verlorener Abend.

Epilog

Lange, einsame Abende im Alter bewirken, dass viele Ältere bei Gesprächen mehr Monologe als Dialoge führen.
Doch es ist wichtig, sie liebend und spielend zu ertragen.
Sind sie doch der verführerische Duft, um den älteren Menschen aus der Höhle seines Alleinseins, seiner Einsamkeit herauszulocken.

Fixis Erwachen

Fixi erwachte wie jeden Morgen.

Eigentlich waren G.M. und Foxi etwas enttäuscht.

Sie hatten etwas Besonderes erwartet.

Vielleicht einen Gong,

einen Paukenschlag,

das persönliche Erscheinen von G.

oder so etwas Ähnliches.

Das war natürlich Blödsinn.

Natürlich wussten sie das auch,

aber sie waren die ganze Nacht wachgeblieben, hatten Traumbefehle, hatten alles aufgeschrieben.

Nach einer solchen Anstrengung erwartet man normalerweise ein kleines Lob, eine kleine Anerkennung, ein Geschenk.

Aber natürlich wussten sie, dass Fixi geschlafen hatte.

Aber trotzdem, sich so anzustrengen, und niemand ist da, der es merkt und würdigt, das ist schon ein recht komisches Gefühl.

Beide, G.M. und Foxi, sahen sich, während beide über die gleichen Gedanken den Kopf schüttelten, an, und begannen, sich anzuschmunzeln.

Ja, auch sie hatten etwas gelernt.

Gefühle, die unbeantwortet bleiben, machen zumindest ein wenig unzufrieden.

Aber, Gott sei Dank, waren sie zu zweit, und so konnten sie sich zumindest verschmitzt anlächeln.

Immerhin auch etwas.

Sie frühstückten.

Fixi dankte danach beiden herzlich, obwohl sie nicht genau wusste, wofür.

Sie wusste nur, dass es in ihrem Kopf noch dröhnte.

Aber eine Erinnerung an einen Traum hatte sie nicht.

Aber als sie mit G.M. und Foxi einkaufen ging, die hektischen, schreienden, lachenden, liebenden Menschen sah, hatte sie das Gefühl:

„Ich bin eine von ihnen.“

Da wusste sie, die Träume hatten gewirkt.

Sie drückte G.M. und Foxi ein festes Dankeschön in ihre Hände.

Jetzt waren die beiden zufrieden.

Doch nicht lange.

„Ich werde mit euch“, so plapperte Fixi los, „in 4 Wochen wieder auf Reisen gehen. In Griechenland beginnen wir. Ob wir dort bleiben oder nicht, entscheiden wir später. Ich möchte vieles über das Denken, das Nachdenken, das Sprechen, das Gespräch, die Diskussion, die Debatte, das Interview, das ...“

„Ist gut!“, riefen G.M. und Foxi, „wir machen mit“, und sie wünschten ihr müdhoffnungsfroh eine gute und lange Nacht. Sie hofften, dass sie alles vergessen würde, wenn sie sich einfach einmal richtig ausschließ.

Aber hier täuschten sie sich.

Sie schlief zwar einige Monate. Aber als sie aufwachte, was war dann?

Dann

Sie werden es bald lesen können!

